



„Das ist Jesus Christus,“ antwortete Stenborg gleichgültig.“ (Siehe Seite 97.)

Wunderbare Wege

und

Führungen Gottes.

Alte und neue Geschichten aus dem Leben.

III.

2. Auflage.



Herausgegeben von Dr. Emil Dönges, Darmstadt.
Verlag: Geschwister Dönges, Dillenburg.

Alle Rechte vorbehalten.

St. Johannis-Druckerei, Dinglingen. (Baden).

Vorwort.

Das I. Bändchen unserer Erzählungen aus dem Leben brachte meist Geschichten, die uns bezeugen, wie Gott oft auf wunderbaren Wegen Seine Menschenkinder vom breiten Weg des Verderbens zu sich zieht; im II. Bändchen dagegen sind es meist Geschichten, die Zeugnis geben von der treuen Durchhilfe, welche Gott die Seinigen und alle, so viele Ihn anrufen, erfahren läßt. Das vorliegende III. Bändchen bringt Geschichten und Erzählungen von beiden Gattungen in buntem Wechsel.

Einige der Geschichten mögen dem Leser schon früher hier oder da begegnet sein; vier von ihnen sind den bekannten „Zeugnissen eines alten Soldaten an seine Kameraden“*) entnommen; der Verfasser derselben ließ sie freundlichst unaufgefordert dem Herausgeber des Büchleins zugehen zur eventuellen Benützung; mögen sie denn, samt den übrigen Geschichten, den Lesern zum Segen gereichen! In unseren Tagen der schließenden Gnadenzeit ist es besonders nötig, auf Gottes Finger und Tun und auf Seine heilbringende Gnade und Gedanken des Friedens hinzuweisen. Mancher Leser wird gewiß, indem er die eine oder andere Geschichte liest, besser Gottes Absichten in den Führungen seines eigenen Lebens verstehen

*) Es sind die Geschichten Nr. 11—14.

und sich, wenn's noch nicht geschehen, zum Herrn wenden, der so lange schon oder doch so deutlich an sein Herz geklopft hat. Oder er harret, wenn es sich um Hilfe und Rettung aus zeitlicher Trübsal handelt, jetzt eher in stiller Ergebung auf die Stunde des Herrn, da Er sich offenbaren und handeln wird. Was aber könnte wichtiger sein, als die teuren Menschenkinder zu ermuntern und zu drängen, die Thür ihres Herzens ihrem Erlöser und Retter aufzutun. Und wie gesegnet ist es auch, dem Gläubigen in seinen Uebungen und Prüfungen zuzurufen: „Vertraue auf Seine Güte, und dein Herz soll frohlocken über Seine Rettung. Und du wirst Jehova singen, daß Er wohlgetan hat an dir.“

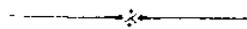
So sei denn das Büchlein der Obhut und dem Segen des Herrn befohlen, daß Er es begleite und in Gnaden in Seinem Dienste verwende zum Heil und zum Frieden teurer Seelen und Herzen!

Darmstadt, 31. Oktober 1900.

Der Herausgeber.

Inhalts=Verzeichnis.

Nr.	Seite
1. Wege der Gnade	9
2. Der alte Kuhhirte	18
3. Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten	40
4. Gottes Wege	59
5. Ein Krankenbesuch auf der Reise	80
6. Er heißt „Wunderbar“	89
7. Eine gemalte Predigt	90
8. Das zurückerstattete entwendete Gut und seine Folgen	100
9. Die Schuster=Rechnung	104
10. Ein eiliger Besuch	114
11. Was einer erleben kann, bis er das Eine erlebt	116
12. In Batterie 21 b vor Straßburg	121
13. Heimkehrende Sieger	125
14. Auf der Militär=Schwimmanstalt zu Köln	129
15. „Ich zerschlage und Ich heile“	134



„Warum fragst du denn nach meinem Namen,
da er wunderbar ist.“ (Richter 13, 18.)

„Und man nennt Seinen Namen: Wunderbar,
Berater, starker Gott, Vater der Ewigkeit, Friedensfürst.“
(Jes. 9, 6.)

„Der fels, vollkommen ist Sein Tun; denn alle
Seine Wege sind Recht; ein Gott der Treue und sonder
Trug, gerecht und gerade ist Er.“ (5. Mos. 32, 4.)



1.

Wege der Gnade.

(Geschichte eines ehemaligen Schauspielers, von ihm selbst erzählt.)

I.

Frühzeitig hatte ich meine Eltern verloren, und von meiner Kindheit an war ich von einer wahren Leidenschaft für das Theater beseelt, so daß ich bei mir selbst beschloß, Schauspieler zu werden. Als ich aus der Schule entlassen war, erwirkte ich bei meinem Vormund die Erlaubnis, mich bei dem Direktor eines kleinen Theaters vorstellen zu dürfen, um demselben meine Wünsche vorzutragen.

Mein Aeußeres und mein Auftreten mußten ohne Zweifel einen günstigen Eindruck gemacht haben, denn er nahm mich sofort in Stellung.

Ich will hier über die ersten Jahre meines Lebens auf der Bühne, welches meinen Wünschen so sehr entsprach, schweigend hinweggehen; bemerken will ich nur, daß ich mit einem Eifer und mit einer Ausdauer arbeitete, die aus mir einen der gefeiertsten Schauspieler einer großen Stadt, einen Liebling des Publikums, machten. Noch sei erwähnt, daß ich durch die Gnade Gottes, die mir aber damals noch völlig unbekannt war, vor den Ausschweifungen und Lastern bewahrt blieb, in welche das Theaterleben die Herzen so leicht verstrickt, und wozu das Leben und die Vorstellungen meiner Kollegen mich so gern verführt hätten. Ein gewisser Stolz ließ mich mit Verachtung auf alle blicken, welche sich offenen Sünden und Lastern hingaben. Ich weigerte mich selbst beim Spiel, Rollen zu

übernehmen, in denen ich zweideutige Worte zu sagen gehabt.

Es mögen nunmehr etwa fünf Jahre her sein, daß ich unter den Zuhörern zum erstenmal einen Jüngling von ungefähr 15 bis 16 Jahren bemerkte. Seine regelmäßige Anwesenheit Abend für Abend im Theater fiel mir nicht weniger auf, als sein ausdrucksvolles Gesicht, seine großen blauen Augen und die schönen blonden Haare, welche sein geistvolles Gesicht umrahmten. Ich sah ihn stets am gleichen Platz, von wo er unverkennbar meinem Spiel mit größter Aufmerksamkeit und Bewunderung folgte; er schien ganz hingenommen zu sein von dem, was er sah und hörte. Der Jüngling interessierte mich und gefiel mir. Manchmal kam er in Begleitung einer Dame; meist aber war er allein. Zwei Jahre hindurch kam er regelmäßig; nach und nach aber sah ich ihn seltener. Gleichzeitig entdeckte ich zu meinem Schmerz eine Veränderung in seinem schönen Gesicht; auf seinen bleichen Wangen zeigten sich gerötete Flecken, er schien aufgereggt und nervös, und sein Blick hatte einen leidenden, unglücklichen Ausdruck angenommen. Plötzlich hörten seine Besuche auf, und allmählich verlor ich ihn aus dem Gedächtnis oder dachte doch nicht mehr an ihn.

Um diese Zeit sollte ich in einem Schauspiel die Rolle eines Predigers, der ein Sonderling war, übernehmen und, wie stets, wünschte ich auch diese Rolle möglichst naturgetreu zu spielen. Nun war gerade in der Stadt ein Prediger angestellt, von dessen wunderbarer Frömmigkeit und Bekehrungseifer alle Welt sprach. Es schien mir, daß ich in diesem Manne das lebendige Modell für die Rolle finden würde, welche ich darstellen sollte. Und ich hielt es nicht für unrecht, ihm unter irgend einem Vorwand einen Besuch zu machen, um Gelegenheit zu finden, seine Rede-weise, sein Mienenspiel, in einem Wort seine ganze Persönlichkeit zu beobachten, um sie dann auf die Bühne zu bringen. So begab ich mich denn eines Nachmittags in die Predigerwohnung; der Prediger war leider ausgegangen,

da er aber bald zurück erwartet wurde, hat man mich, seine Rückkunft abzuwarten. Während ich noch still in einem angewiesenen Stuhle saß und wartete, ging die Thür auf und man schob einen Fahrstuhl herein, in welchem ein junges Fräulein lag. Ich erhob mich zum Gruß und schickte mich an, fortzugehen; aber man hat mich Platz zu behalten, indem das Fräulein bemerkte, daß ihr Bruder nicht lange ausbleiben werde. So erfuhr ich, daß sie die Schwester des Predigers war, den ich zu sehen wünschte.

Niemals werde ich das liebenswürdige Gesicht dieses jungen Mädchens vergessen, welches 17 bis 18 Jahre zählen mochte. Obwohl eine gewiß ernste Krankheit dem bleichen Antlitz den Stempel der Leiden aufgedrückt hatte und der Todesengel schon seine schweren Flügel über sie auszubreiten schien, so waren ihre Züge doch von dem Glanze eines himmlischen Friedens übergossen, wie ich es nicht auszudrücken vermag. Mir deuchte, ich befände mich in der Nähe einer himmlischen Erscheinung und unmöglich kann ich den Eindruck wiedergeben, welchen sie auf mich machte.

In aller Einfalt begann die Leidende von ihrem Bruder zu erzählen, von seinem arbeitsreichen Leben, von der gänzlichen Hingabe an seinen gesegneten Beruf, den er von Gott empfangen habe, wie er alle seine Zeit und seine Kraft einsetzte, um seinem Herrn und den Seelen treu zu dienen. Indem ich den Worten der Erzählerin lauschte, überkam mich der Wunsch, weit, weit weg von ihrer Seite zu sein. War ich Glender nicht in der Absicht hierher gekommen, um die Wege, Worte, Manieren dieses treuen Mannes zu studieren, um ihn auf der Bühne lächerlich zu machen? Meine Verlegenheit wuchs mit jedem Augenblick; ich wußte nicht mehr, welche Haltung ich annehmen sollte und suchte nur noch nach einem Vorwand, um mich schnellstens entfernen zu können. In dieser Bemühung sagte ich zu der jungen Dame: „Sie sind gewiß schon längere Zeit leidend, liebes Fräulein?“ „Ja,“ sagte die Kranke mit

sanftem Lächeln; „ja, ich leide schon lange. Und seit Monaten schon hat man jede Hoffnung auf Genesung aufgegeben; aber, dem Herrn sei Dank, ich bin glücklich, sehr glücklich. Ich sehne mich danach, heimzukommen, und freue mich von Herzen darauf, bald bei meinem geliebten Herrn und Heiland zu sein.“

Alles war Wirklichkeit, was das wunderbare Wesen empfand und sagte; die nach oben gerichteten Augen, die gefalteten Hände und der freundliche Ton der sanften Stimme entsprach ihrer inneren Stimmung. Ihre Worte aber schienen mir wie ein Dolch durchs Herz zu gehen. Ich fühlte mich tief beschämt und unbehaglich und mein Gewissen strafte mich je mehr und mehr. Aber wer beschreibt meine Verlegenheit, als sich plötzlich die Thür öffnete und der Bruder der Kranken, der von meinen Freunden viel verlachte Prediger, ins Zimmer trat.

Was sollte ich tun? Ein schrecklicher Kampf wogte in meinem Innern. Der geschickte und bewunderte Schauspieler fiel aus seiner Rolle und stand da wie ein auf böser That ertappter Schüler. Der gestrenge Blick des Predigers, dem meine Verlegenheit nicht entging, blieb fest auf mich gerichtet.

Da schwand mein Zaudern; ich gestand offen, in welcher Absicht ich gekommen war, wie aber die kurze Unterhaltung mit seiner Schwester mir die Nichtswürdigkeit meines Schrittes zum Bewußtsein gebracht habe. Diesem meinem Geständnis folgte eine lange und ernste Unterredung zwischen mir und dem einfachen Manne Gottes, dessen Wesen und Werk meinen Verehrern so viel Lächerliches bot.

Diese Augenblicke in der Stube des Predigers waren für mich von ernster Bedeutung, denn es folgte ihnen die Umwandlung meines Herzens und Lebens. Ich war als stolzer Mann in dieses Haus eingetreten, gleichgültig und blind hinsichtlich der Dinge Gottes, und ich verließ es gedemütigt und gebeugt, reumütig, von dem innigsten Wunsch erfüllt, desselben Glückes theilhaftig zu werden, von dem

ich dort gehört und das ich dort gesehen hatte. Kurze Zeit nach meinem Besuch bei dem Prediger fand ich dann auch, Dank der wunderbaren Gnade Gottes, Frieden durch den Glauben an Jesum Christum.

Als meine Befehrung bekannt wurde, erhob sich unter meinen Freunden und Verehrern ein wahrer Sturm der Entrüstung. Man versuchte mit allen nur möglichen Mitteln, mich auf meinem bisherigen Wege festzuhalten und zu meiner alten inneren und äußeren Stellung zurückzuführen. Aber der Herr gab mir Kraft, allem Anstürmen zu widerstehen; ich gab den Beruf, in dem ich Gott unmöglich verherrlichen konnte, vollständig auf und wurde gern, im Verhältnis zu meinem bisherigen Wohlstand, ein armer Mann. Ja, dies berührte mich wenig, da ich reich geworden war in Gott.

Während einiger Zeit beschäftigte ich mich unter Gebet mit dem Studium und der Betrachtung des Wortes Gottes, und der Herr verlieh mir Gnade, die gute Botschaft des Heils, dessen meine Seele sich erfreute, anderen verkündigen zu dürfen. Christus und Sein Werk waren der einzige Gegenstand meiner Worte, die ich an den Sündern richtete, und die Gott in Gnaden nicht leer zurückkommen ließ. In dieser herrlichen Arbeit und vor allem in der Erkenntnis der Liebe meines Erlösers fand ich reiche Entschädigung für alles, was ich verlassen hatte.

II.

Sechs Monate waren vergangen, seit mich der Herr in Seine Arbeit gestellt hatte. Inmitten mancherlei Ursachen zur Entmutigung und zur Traurigkeit gab mir der Herr mehr und mehr Ermunterung. Es gefiel Ihm, mich das Werkzeug zur Befehrung mancher teuren Seelen werden zu lassen.

Eines Tages nun fand sich bei mir ein Diener in feiner Livree ein, der im Auftrag seines jungen und vornehmen, aber sehr leidenden Herrn zu mir kam mit der Bitte, diesen besuchen zu wollen. Der Auftrag war

dringend gestellt, und so begab ich mich sogleich zur angegebenen Adresse. Ich fand eine große prächtige Wohnung, in der alles Wohlhabenheit, ja Luxus verriet. Ein zweiter Diener führte mich nach einem reich möblierten Zimmer. In demselben lag der Kranke, der mich hatte rufen lassen, auf seinem Ruhebett; er schien seinem Ende nahe zu sein. Schön gelockte Haare lagen auf der feuchten marmorbleichen Stirn, und in seinem unruhigen Blick malte sich der Ausdruck tiefsten Seelenschmerzes. Ich ließ mich ruhig an seiner Seite nieder. Plötzlich sagte der Kranke, indem er einen gereizten und ich mußte mir sagen, zornigen Blick auf mich warf, mit heiserer Stimme: „Sie sind nun hier und sehen, was Sie angerichtet haben; ja, was ich Ihrer Kunst zu verdanken habe. Sehen Sie mich an!“—

Mich überlief bei diesen Worten und näherem Zusehen ein Schauer, denn mit einem Male erkannte ich die Züge wieder, welche mir zuerst unbekannt erschienen waren. Ja, freilich hatte ich früher oft und gern diese blonden Locken und diese auf mich gehefteten blauen, geistvollen Augen gesehen, aber damals mit einem anderen Ausdruck.

Wie hätte ich sie vergessen können?

Ich hatte bei meiner Bestürzung noch nicht die Zeit gefunden, ein einziges Wort auszusprechen, als der Kranke fortfuhr:

„Ja, Sie, jetzt Prediger des Evangeliums, machen Sie jetzt nun ungeschehen, was Sie verdorben haben. Bevor Sie anderen predigen, tun Sie erst Buße, geben Sie mir das wieder, was ich durch Sie verloren habe: den Frieden und das Glück meiner Seele.“

Diese Worte waren mit solcher Bitterkeit gesprochen, daß mein Herz tief erbebte. Mit unaussprechlichem Schmerz erinnerte ich mich der Zeit, wo der Kranke, der nun am Rand der Ewigkeit lag, ins Theater kam, wo er an meinen Lippen hing, vollständig hingerissen durch meine Worte der Dichtung und mein Spiel.

„Gehrter Freund und —“ begann ich mit vor Auf-

regung zitternder Stimme. Da unterbrach er mich mit Hestigkeit und schrie:

„Ihr Freund? — Kennen Sie mich nicht so. Sie, der Sie meine Seele betäubt und zu Grunde gerichtet haben. Ich liege hier auf diesem Krankenbette, geplagt von allen Dämonen der Hölle, schrecklicher als es die Einbildung sich vorstellen kann, unfähig, ein Wort zu beten; und der unerbittliche Tod steht vor mir. Sie waren mein Verderber! Gefesselt durch Ihre Kunst bin ich Ihnen wie ein Sklave gefolgt, bis ich nirgends mehr glücklich war, als in diesem verfluchten Theater; ja, ‚verflucht‘ nenne ich es, denn es brachte mich auf den Weg der Sinnlichkeit und des Lasters. Es hat mir die Freiheit der Gedanken und meinen Frieden geraubt, es hat meinen Ruin herbeigeführt. Und jetzt,“ fügte er mit bitterem Lachen hinzu, welches ich noch zu hören glaube, „jetzt machen Sie Ihr Werk ungeschehen, wenn Sie etwas können. Ist es gerecht, frage ich Sie, der Sie die Ursache meines Glends sind, daß Sie gerettet sind, wie Sie sagen und auf dem Weg zum Himmel, ich aber zur Hölle gehen muß? — —“

Durch diese heftigen Worte und Bormürfe, die er mir zurief, erschöpft, schwieg der Kranke. Mir aber war das Herz und die Kehle wie durch eine unaussprechliche Angst geschnürt, ich saß und schwieg. —

Endlich fand ich Worte. „Haben Sie Erbarmen mit mir,“ rief ich, „ich habe mein früheres Leben vor Gott bedauert und tief bereut und beklagt. Es ist furchtbar für mich, daß ich so mancher Seele eine Ursache zum Bösen und Verderben geworden bin. — Aber ich weiß auch, daß Gott mir vergeben hat, und ich bitte auch Sie inständigst, mir vergeben zu wollen. — Aber mehr: der Herr ist bereit, auch Ihnen Gnade und Frieden zu schenken. Er will auch Ihre Sünden vergeben, und Ihrem Herzen Heil und Ruhe geben. O, schenken Sie mir Gehör wie einst, werfen Sie sich in die Arme Jesu, wie auch ich es getan habe. Die Vergangenheit können Sie nicht auslöschen und wieder gut machen, auch ich

nicht, aber Gott kann und will es, Er, der Licht und Liebe ist.“

Der Kranke blickte mich forschend an, und allgemach wich aus seinen Zügen der Ausdruck von Haß und Bitterkeit. Seine Lippen bewegten sich, und sein Gesicht mit den Händen bedeckend, vergoß er einen Strom von Tränen. Auch ich weinte. Nie zuvor und nie seitdem hat ein Krankenbesuch mich so erschüttert. Gott zeigte mir hier aus meinem eigenen Leben, wie wir Menschen einander abwärts zur Hölle oder aufwärts zum Himmel führen.

„Ach!“ — seufzte der junge Mann nach einer Weile, „ach, ich habe alles, was einen Menschen zieren und ehren kann, verloren; alles, alles, Gesundheit und Ehre. Kaum 20 Jahre alt steige ich mit gebrochenem Leib und Herzen ins Grab. Ich bin die Schande und der Schmerz meiner Mutter geworden, ich habe unseren Namen besfleckt. Täglich dachte ich an Sie, war voller Bewunderung für Sie und voller Verehrung; aber wie ich Sie geliebt und verehrt, so sehr habe ich Sie auch nachmals gehaßt und verflucht.“

„Ich habe es verdient,“ antwortete ich, „aber werden Sie mir auch jetzt noch, auf Ihrem Sterbebette, fluchen? Wie herrlich wäre es, wenn ich nun noch das Werkzeug Gottes zum Heile Ihrer Seele werden dürfte! Seien Sie überzeugt, wie verloren auch Ihr Leben sei, wie schuldig Sie auch in Ihren und in den Augen Gottes sein mögen, der Herr Jesus will Sie von allen Ihren Sünden reinigen und Ihre Seele retten. Er kam, um das Verlorene zu suchen und zu retten. O, lassen Sie mich Sie zu Jesu führen, dem Lamm Gottes, welches die Sünde der Welt wegnimmt, und welches für uns Sünder und Gottlose gestorben ist.“

„O ja,“ flüsterte er ergriffen, „führen Sie mich zu Ihm!“ Und er streckte mir seine abgemagerten, von Tränen benetzten Hände entgegen. „Ja, machen Sie mir Hoffnung, nur ein wenig Hoffnung, daß Gott auch mir barmherzig sein will. Beten Sie für mich, ich will Ihnen dann gern verzeihen, gern alles, alles vergeben.“

Ich kniete nieder und flehte zum Herrn. Doch mein Gebet war erst nur ein Seufzen, dann aber ein ernstes Rufen. Der Gedanke war mir furchtbar, daß der teure Kranke ohne Hoffnung sterben könnte; ja, daß diese Seele von meiner Hand gefordert würde, indem ich sie so frühe an die Schwelle der Ewigkeit gebracht und so unglücklich gemacht hatte, das zerriß mir das Herz. Ich betete und flehte mit Tränen für ihn zum Herrn, und endlich erhob ich mich von den Knien. Tief erschüttert schickte ich mich dann an, den Kranken zu verlassen; aber wer beschreibt mein Erstaunen und meine Freude, als der erschöpfte Sterbende mich versicherte, es sei still und ruhig geworden in seiner Seele. Er habe sich Jesu übergeben und vertraue hinsichtlich seines Heils nun vollständig und einzig auf Jesum und Sein Opfer. Unsere kurze Unterhaltung hatte unter dem wunderbaren, gnadenvollen Segen Gottes so bald Frucht gebracht!

Am folgenden Morgen eilte ich wieder nach dem Hause, wo ich gestern solch erschütternde und tief schmerzliche Worte gehört, aber dann auch solche große Dinge hatte sehen dürfen. Aber die feierliche Stille, welche daselbst herrschte, als ich eintrat, sowie zuvor schon die geschlossenen Läden, kündigten mir an, daß der Todesengel hier eingekehrt war. Der Diener, der mir die Bestätigung gab, führte mich wiederum in das Zimmer, wo ich Tags zuvor gewesen. Da lag nun mein junger Freund, blaß und tot, aufgebahrt, aber mit dem Ausdruck vollkommenen Friedens auf seinem Gesichte. Er schien den friedlichsten Schlaf zu schlafen; man konnte sehen, daß im Augenblick des Todes der Friede Gottes seine Seele erfüllt hatte.

„Mein Sohn war ganz glücklich“, sagte mir nachher die trauernde Mutter des Verstorbenen. „Sein Tod kann kaum Sterben genannt werden. Auch hat er mich, Ihnen zu sagen, daß er glücklich sei angesichts des Todes, da er von Gott die selige Gewißheit der vollen Vergebung seiner Sünden habe. Jede Angst sei aus seinem Herzen verschwunden; und er sei voll Trost und Frieden. Er werde Sie im

Himmel wiederfinden.“ Dann nach einer Pause, in welcher das Mutterherz über den Verlust des Kindes bittere Tränen vergoß, fuhr sie fort: „Aber beten Sie auch für mich, denn ich stehe jetzt allein da; o mein Kind!“

Ich redete und betete noch mit ihr, und als ich einen letzten Blick auf die Hülle des teuren Hingeschiedenen warf, schien es mir, als rief er mir jetzt statt jener schrecklichen Worte: „Sie sind mein Verderber gewesen“, voll Frieden zu: „Aber Sie haben mir auch das Heil in Christo gebracht!“

2.

Der alte Kuhhirt.

An einem köstlichen Junimorgen, da die liebe Sonne hell am klaren Himmel stand und die Vögel im fröhlichen Chor ihr Lob- und Danklied sangen, trat Edith, ein junges Mädchen, ihren gewöhnlichen Weg nach einer benachbarten Hütte an, in welcher eine greise Pilgerin wohnte, mit der sie die Heilige Schrift zu lesen pflegte. Sie hatte auf diesem Gange schon oft einen alten Mann bemerkt, der, mit dem Rücken an einen den Fußweg einfassenden Zaun gelehnt, seine Augen meistens auf den Boden heftete, während seine Hände auf einem großen Stab ruhten. Seine Kleidung war ärmlich; er trug einen verwitterten breitkrämpigen Hut, einen groben geflickten Rock, abgetragene, lederne Beinkleider und Schuhe, welche man für das erste Paar hätte halten mögen, das je gemacht wurde. Das Gesicht des alten Mannes aber hatte sprechende Züge und einen ungewöhnlich klugen Ausdruck; die grauen Locken, welche bis auf die Schultern herabfielen, gaben ihm ein besonders ehrwürdiges Ansehen.

Nicht weit von dem Manne grasten zwei Kühe, die er hütete. „Woran mag der Alte doch wohl denken?“ so

hatte sich Edith schon oft gefragt, wenn sie bei ihm vorübergegangen war. „Wahrscheinlich hat er keine höheren Gedanken, als die Kühe, die er da hütet. Das nächste Mal, daß ich ihn sehe, will ich ihn doch anreden und versuchen, ob ich ihn vielleicht aus der Gleichgültigkeit gegen Gott und seine Seele, worin er, wie ich fürchte, versunken ist, aufwecken kann.“ So dachte Edith oft, aber das nächste Mal, und wieder das nächste Mal kam, und sie ging an dem Manne vorüber, wie vordem. Am heutigen Tage aber, als der Alte, wie gewöhnlich, seine Augen langsam zu ihr aufhob, indem sie vorüberging, blieb sie stehen, grüßte ihn, sagte ein paar Worte über den schönen Tag und fragte ihn, wie ihm seine Beschäftigung gefalle.

„Ueberaus gut gefällt sie mir, liebes Fräulein, 's ist viel Annehmlichkeit dabei,“ erwiderte der Alte, indem er seine milden, grauen Augen einen Augenblick auf Edith wandte und sie dann wieder vor sich hin senkte.

„Sehr wenig Annehmlichkeit, sollt' ich meinen,“ dachte Edith, und sagte, es müßte doch eine recht einsame Beschäftigung sein.

„Nein, liebes Fräulein, nicht so einsam, wie Sie denken, denn ich habe hier Gesellschaft, die mich nie verläßt,“ antwortete er, indem er aus seiner Brusttasche ein Buch hervorzog. Edith verstand zuerst nicht, was ihr neuer Bekannter meinte, aber das Buch erklärte es bald, welche Gesellschaft ihm die liebste war.

„Es freut mich, daß Ihr eine Bibel habt; das ist gewiß die beste Gesellschaft, die man haben kann; aber ich bin diesen Weg so oft gegangen, und leider muß ich sagen, ich habe Euch nie lesend angetroffen, alter Mann!“

Da hob der Kuhhirt seine Augen wieder zu ihr auf und sah sie mit einer Klugheit und Lebendigkeit an, die sie wunder nahm. „Ich fürchte, junges Fräulein,“ sagte er, „Sie gehören zu denen, welche es mit dem Spruche halten: Alles lesen, nichts bedenken. Das ist meine Art nicht. Nachdenken über die Bibel, sehen Sie, das ist's, was sie zu einer rechten Speise für die Seele macht.“

Die tiefe Weisheit dieser Bemerkung überraschte und erfreute Edith, und sie fragte den Mann, was ihn denn zum Suchen in der Schrift gebracht habe.

„Ei, liebes Fräulein, wer anders sollte mich zum rechten Lesen der Schrift leiten, als Gott selber.“

„Was Ihr sagt, gefällt mir so gut,“ erwiderte Edith, „daß ich Euch bitten möchte, mir zu erzählen, was Euch zuerst zum Nachdenken über das Wort Gottes gebracht hat. Denn obwohl ich aus Erfahrung weiß, daß Gott uns allein das rechte Verständnis der Bibel geben und unseren Weg darach richten kann, so werden wir doch gewöhnlich durch besondere Umstände zur Bibel gezogen. Ging es Euch etwa traurig, als Ihr zuerst danach griffet?“

„Daß ich nicht wüßte; aber, liebes Fräulein, wollen Sie hören, was ein alter Sünder von der Liebe Jesu zu einer Seele zu sagen hat, so soll es mich freuen, Ihnen meine Erfahrung zu erzählen. Aber 's ist eine lange Geschichte; am Ende möchte sie Ihnen langweilig werden.“

„Nein, nein, das wird sie gewiß nicht,“ antwortete Edith, indem sie mit Freude und Bewunderung diesen alten Christen ansah. Sie setzte sich dann auf den Stamm einer Eiche, wo sie durch die Zweige einer hohen Kastanie vor den Strahlen der Sonne geschützt war, und bat den alten Humphry, denn das war der Name ihres neuen Freundes, ihr zu erzählen, wodurch ihm das Wort Gottes so lieb geworden wäre.

„Nun, mein gutes Fräulein“, sagte Humphry, indem er ein paar Schritte näher an ihren Sitz herantrat und seine gewöhnliche Stellung an dem Baune, die Hände auf den Stock gestützt, einnahm, „sehen Sie, auf den nächsten St. Lukastag, wenn ich dann noch hier unten bin, werde ich gerade 76 Jahre; eine lange Zeit, denken Sie gewiß, für einen, der soviel Mühe und Arbeit hienieden gehabt hat, wie ich. Aber, sehen Sie, wenn ich an die Zeit zurückdenke, wo ich ein junger, lustiger Bursche war, wie irgend einer im Dorfe, dann kommen mir meine Tage just vor, als wären sie, wie König David sagt, ‚eine Hand breit‘.

Und schaue ich vorwärts, liebes Fräulein“ — des Alten Augen strahlten vor Freude, als er sprach — „es kann nur noch eine andere kleine Hand breit sein, bis ich außer dem Leibe sein werde, wie Paulus sagt, und daheim bin bei dem Herrn.“

„Seid Ihr so gewiß, daß Ihr in den Himmel kommen werdet, wenn Ihr sterbet?“ fragte Edith, die den Grund seiner Hoffnung zu erfahren wünschte.

„Kennen Sie, mein Fräulein, den Trost des Wortes nicht: ‚So ist nun keine Verdammnis für die, welche in Christo Jesu sind. Denn das Gesetz des Geistes, der da lebendig macht in Christo Jesu, hat mich frei gemacht von dem Gesetz der Sünde und des Todes.‘ Liebes Fräulein, ich möchte mich nicht rühmen; denn ich weiß, daß ich von Natur nichts bin, als ein elender Sünder, aber ich bin errettet durch die freie Gnade Gottes in dem Herrn Jesu. Aber wenn all meine Hoffnung auf nichts anderem ruht, als auf dem Tode und der Auferstehung Christi, sehen Sie, so darf ich fröhlich sagen, 's ist eine Hoffnung, die nicht zuschanden werden läßt.“

Edith sah, daß sie mit einem erfahrenen Christen redete, und wünschte herzlich, daß die Erzählung von seiner Erfahrung, wie er es nannte, ihr gesegnet sein möchte. Sie bat ihn, fortzufahren.

„Ja, wie ich schon vorhin sagte, ich habe eine lange Geschichte zu erzählen. Sie wollten wissen, was mich zum Herrn Jesu geführt hat.

„Ich glaube, ich war schon über die ersten Dreißig hinaus, ehe ich mich viel um den Himmel kümmerte; und dachte ich 'mal daran, nun, so tröstete ich mich damit, daß ich ebensogut selig sterben würde wie meine Nachbarn, denn ich war gerade so ehrlich wie sie, ja viel stiller als die meisten von ihnen und tat meine Pflicht in meinem Beruf; ich hütete nämlich Schafe im Gebirge, nicht hier im Lande, sondern in Lancastershire, woher ich gebürtig bin.

„Gut, es ist mir gerade, als wäre es gestern abend gewesen; ich saß mit etlichen meinesgleichen auf der Bank

vor dem Krüge zur ‚Weizengarbe‘ in unserem Dorfe bei einem Glase Bier, als Will Wilder, der als ein halber Gelehrter unter uns galt, sich damit brüstete, daß er in jedem Buche fertig lesen könnte; er kriegte mich vor und fragte, ob ich das auch könnte. Ich mußte sagen, ich könnte nur ein wenig in der Bibel lesen, in anderen Büchern eben nicht. ‚Laß sehen,‘ sagt Will, ‚da halt‘ ich’s mit dir aus, Izaak!‘ und damit geht er ins Haus und holt eine Bibel; und es soll wahr sein, er las in einem Zuge weg. Ich versuchte es auch, aber es ging schlecht, und er hatte seinen Spott mit mir. Das verdroß mich, und ich dachte bei mir selbst: ‚Ich will es doch wohl noch mit Will Wilder aufnehmen; ich habe ja Zeit die Hülle und die Fülle, wenn ich meines Herrn Schafe hüte, und es soll nicht lange dauern, so will ich ein Leser sein, wie nur einer!‘

„Den nächsten Tag also holte ich meine Bibel vor, die ich als junger Bursche ‚mal geschenkt bekommen hatte; ich hatte sie in weißes Papier eingewickelt und in meinem Koffer sorgsam aufbewahrt; da lag sie alle Tage, Sonntags ausgenommen, wo ich sie regelmäßig mit zur Kirche nahm, das heißt, wenn ich gerade hinzugehen Lust hatte. Gut; nach einer Weile, etwa nach einem Jahre oder so, konnte ich stattlich lesen, im Alten und im Neuen Testament, und konnte mich im Lesen mit Wilder messen; und o wie stolz war ich auf meine Gelehrsamkeit, so daß ich mir gleich fest vornahm, ich wollte nichts wieder verlernen, führte deshalb immer meine Bibel bei mir und las täglich einen neuen Abschnitt. Und nach einiger Zeit hielt ich mich für einen überaus guten Christen, weil ich alle Tage meine Bibel las, zur Kirche ging, wenn ich konnte, still und ehrbar lebte und niemand etwas zu Leide tat.

„So ging es eine ganze Weile fort. Aber einmal hatte ich meine Schafe den ganzen Tag gehütet und war sehr müde; ich schlief ein wenig ein, und als ich aufwachte, fiel mir ein, daß ich den ganzen Tag noch nicht an mein Lesen gedacht hatte. Ich nahm also geschwind meine Bibel aus der Tasche, und, sehen Sie, ich mußte gerade das

fünfte Kapitel im zweiten Brief an die Korinther aufschlagen. Ich fing an zu lesen und las bis zum 17. Verse; als ich den las, hielt mein Herz mich plötzlich fest, ich konnte nicht weiter. Und ich dachte nach, liebes Fräulein, über diese Worte: „Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden;“ ich erschrak, machte die Bibel zu und sagte zu mir selbst: „Ich bin der Christ nicht, für den ich mich hielt; ich kann nicht in Christo, dem Herrn, sein, denn ich bin keine neue Kreatur, das Alte ist nicht vergangen, nichts ist neu geworden an mir, ich bin nicht besser, als ich früher war, solange ich denken kann.“ Und diese Gedanken griffen mich hart an; immer hörte ich eine Stimme in mir: „Du bist nimmermehr ein Christ!“ und ich konnte nichts dagegen sagen; offenbar war ich nicht ‚in Christo‘, denn ich kümmerte mich jetzt nicht mehr um den Himmel, als ich tat, ehe ich die Bibel las, und war so gottlos, wie je in meinem Leben. Da schlug ich meine Bibel wieder auf, gerade die vorige Stelle, denn ich hatte den Finger darauf behalten die ganze Zeit über, und ich las den folgenden Vers: „Aber das alles von Gott, der uns mit sich selber versöhnt hat durch Christum.“ Diese Worte beruhigten mich etwas, und ich nahm sie recht zu Herzen, denn ich sah daraus klar: die Kraft gibt Gott allein, der Mensch hat keine.

„Ja, wenn ich dies alles überlege“, fuhr der Alte fort, indem er nach oben blickte, „es war ein Licht vom Himmel, es war die pure, freie Gnade Gottes, welche mein sündiges, gottloses Herz aufweckte und es seine Sünde jetzt fühlen ließ. Ich fing nun an, aus dem Herzen zu beten, daß Gott mein Herz umwandeln und mich lehren wolle, Ihn zu lieben. Das gab mir ein wenig Trost, doch war ich sehr betrübt, bedachte ich meinen Leichtsinn gegen meine arme Seele; und tagelang konnte ich meine Last nicht los werden. Ich schlug oft meine Bibel auf, und es war mir, als sähe ich in jedem Verse etwas, was ich vorher nicht gesehen hatte. Jetzt sagte mir jeder Vers, den ich las, in

klaren Worten, was für ein Sünder ich war und daß ich ohne Gott gelebt hatte in dieser Welt.

„Eines Abends, als ich mit meinen Schafen heimkehrte, kam mir der Gedanke ein, ich wollte zu unserem Pastor gehen; denn der, dachte ich, wird dir gewiß sagen können, wie ich's anfangen muß, gut zu werden, und wie ich meinen Wandel fortan einzurichten habe. So ging ich denn zu ihm, einem freundlichen, gutmütigen Manne, und sagte ihm, wie unruhig ich in meinem Herzen wäre. Aber er schien nicht recht zu verstehen, was ich meinte, und sagte — ich weiß es noch so genau, als wäre es gestern gewesen —: ‚Si was, Humphry, Ihr seid ein ehrlicher, rechtschaffener Mann und braucht nicht in solchem Trübsinn der Religion wegen zu sein, die ja die Leute vielmehr glücklich machen soll; lest nur fleißig in Eurer Bibel und geht zweimal in die Kirche am Sonntag‘.

„Nun sehen Sie, liebes Fräulein, ich merkte aus diesen Worten bald, daß unser Pastor nicht verstehen konnte, was in meinem Herzen vorging. Ich wünschte ihm daher eine gute Nacht und ging. Auf dem Wege nach Hause war ich in großer Unruhe; ich hatte ein solch Vertrauen dazu gehabt, daß ein Pastor meiner Seele zum Frieden würde verhelfen können. Aber, liebes Fräulein, da war ich im Irrtum; denn Gott allein kann das tun. Meine Angst wurde endlich so groß, daß ich vergaß, wo ich war, und mitten auf dem Wege auf die Kniee fiel und aus allen Kräften den Herrn anrief, Er möchte nach Seiner Gnade mir die Erkenntnis Seiner Wege schenken und mein Herz in Seiner Liebe zu Ihm kehren, da doch kein Mensch mich recht führen könne. Sie glauben nicht, welch ein Friede da in mich kam, als ich so zu Gott gebetet hatte; und weitergehend sagte ich laut zu mir selbst: ‚Ich will keine Unterweisung bei Menschen mehr suchen; Menschen können mir die Bibel in die Hand geben, aber Gott allein kann sie mir ins Herz geben.‘ Das war mein Entschluß an jenem Tage, und ich bin treulich dabei geblieben bis auf diese Stunde. Gott, der Herr, hat mein Herz gelöst

von aller seiner Last; Er ist, das weiß ich sicherlich, der beste Lehrer Seines eigenen Wortes; und die, welche Ihn ernstlich suchen, bedürfen keines anderen.“

„O, was für eine Predigt ist das für mich!“ dachte Edith, indem sie still betete, Gott möge sie ihr segnen. Denn sie fühlte, wie vielfach sie in dieser Hinsicht fehlgegangen war; wie oft sie bei ihrem Suchen nach Gott und Seiner Wahrheit auf Menschenhilfe mehr gebaut hatte, als auf des Heiligen Geistes Beistand. — Wünschest du, lieber Leser, die Geschichte unseres Kuhhirten wäre zu Ende? Edith wünschte das Ende der Geschichte nicht herbei, denn sie bat ihn, fortzufahren, und er erzählte weiter:

„Als ich nach Hause kam, hielt meine Frau — denn sie war eine tüchtige, ordentliche Hausfrau — ein gutes Abendbrot bereit, und redete dabei über dieses und jenes, wie das so geht. Aber ich hatte keinen Sinn für irgend etwas, nur für das eine, wovon mein Herz voll war. Sobald ich also mit meinem Nachtimbiß fertig war, und das war schnell, ging ich zu meiner Bibel und setzte mich allein an das Fenster. Die Stelle, die ich gerade aufschlug, war der Vers im Psalter: ‚Meine Seele harret nur auf Gott, denn Er ist meine Hoffnung.‘ Nun sehen Sie, liebes Fräulein,“ sagte der Alte, indem sein Gesicht glänzte, „Sie können sich den Trost nicht vorstellen, den diese Worte mir ins Herz gaben; es war mir, als ob ich einen Felsen unter meinen Füßen hätte, da ich mich so deutlich angewiesen sah, nur auf Gott zu bauen. Und ich habe nun auch von dem Tage an, da ich Heil und Frieden gefunden, bis jetzt, das ist über 40 Jahre, danach getrachtet, nur auf Seine Unterweisung zu harren, und niemals bin ich an meine tägliche Arbeit gegangen ohne meine Bibel, die mein täglicher Trost ist. Und ich lese nicht darin wie einer, der keine Erquickung daraus erwartet für seine Seele; nein, ich lese einen Vers, vielleicht nur einen, wie es gerade kommt, und dann mache ich das Buch zu, und bewege die Worte in meinem Herzen; aber zuerst sage ich immer diesen Spruch: ‚Herr, öffne mir

die Augen, daß ich sehe die Wunder Deines Gesetzes! Und dann gibt mir Gott in Seiner Gnade das Verständnis der Worte nach meiner Notdurft.“

Edith fragte darauf ihren neuen Freund, welcher Teil der Bibel ihm der liebste wäre.

„Gewiß,“ erwiderte Humphry, indem ein freundliches Lächeln über sein gefurchtes Gesicht glitt, „am liebsten lese ich die Stellen, worin von der Liebe Jesu zu Sündern und zu den Seinigen die Rede ist. Gern betrachte ich die schönen Stellen, die uns zeigen, daß Christus, um unseretwillen arm ward, auf daß wir durch Seine Armut reich würden, nicht reich, wie es die Welt nennt, denn Christus verspricht nicht Geld und Gut denen, welche alles verlassen, um Ihm nachzufolgen; aber durch Ihn können sie reich werden an Gnade und Frieden und Freude im Herrn. Das sind die besten Reichtümer, liebes Fräulein, die einzigen, die im Tode uns bleiben, wie im Leben.“

„War Eure Frau auch gläubig!“ fragte Edith.

„Sie wurde es, ehe sie starb; aber ich muß Ihnen das noch weiter erzählen. Ich ging eine ganze Weile still für mich auf dem Weg Gottes, ehe ich daran denken mochte, andere zu belehren; es wäre sonst vielleicht gekommen, wie der Herr sagt, wenn ein Blinder dem anderen den Weg zeigen will. So war ich denn erst recht gewiß geworden, daß mit Gott versöhnt zu sein durch Jesum Christum der einzige Weg ist, glücklich und selig zu werden, ehe ich viel von Bekehrung mit meiner Frau redete. Denn sie war eigentlich besser als ich. Eines Tages aber hatte ich mir vorgenommen, ihr ein Wort zu sagen, und ich fragte sie: ‚Frau, wohin denkst du zu kommen, wenn du stirbst?‘ ‚Was fällt dir doch ein, Isaac,‘ sagte sie darauf, ‚natürlich denke ich in den Himmel zu kommen, denn ich tue nichts Böses und gehe so oft wie möglich in die Kirche und lese auch ein wenig in der Bibel des Sonntags, wenn ich Zeit habe.‘

„Siehe Else,“ sagte ich, „wenn du keinen besseren Grund hast als diesen, worauf du in den Himmel zu kommen gedenkst, so wirst du sicher nicht hineinkommen.“

„Meine Frau sah mich betroffen an und sagte: ‚Was hab' ich denn getan, Isaak, daß du mich für ein so gottloses Weib hältst, daß ich in die Hölle kommen soll, wenn ich sterbe?‘ Ich sagte nichts darauf, sondern schlug meine Bibel auf, suchte die Stellen, die ich mir schon angezeichnet hatte, und las: ‚Irrt euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Denn was der Mensch säet, das wird er ernten. Wer auf sein Fleisch säet, der wird von dem Fleisch das Verderben ernten; wer aber auf den Geist säet, der wird von dem Geist das ewige Leben ernten.‘ ‚Geht ein durch die enge Pforte; denn die Pforte ist weit und der Weg ist breit, der zur Verdammnis führt, und ihrer sind viele, die darauf wandeln. Und die Pforte ist eng und der Weg ist schmal, der zum Leben führt, und wenige sind ihrer, die ihn finden.‘ Nun, Frau,‘ sagte ich dann, ‚auf welchem Weg wandelst du, auf dem breiten oder auf dem schmalen?‘

„Ich verstehe dich nicht recht, Isaak,‘ sagte sie, ‚aber ich denke, ich bin so gut wie alle anderen.‘

„Nun sieh her,‘ erwiderte ich, ‚du hast dein Urteil gesprochen, Frau. Wenn du nicht besser bist wie alle anderen, so verlaß dich auf das Wort der Bibel, du wandelst auf dem breiten Weg, der zur Verdammnis führt.‘

„Meine arme Frau ward hierüber sehr unruhig, denn ich hatte mit besonders ernstem Tone gesprochen, und sie bat mich, ihr zu erklären, was eigentlich mit dem breiten und schmalen Weg gemeint sei. ‚Liebe Frau,‘ sagte ich, ‚die Sache ist bald verstanden. Der Heiland sagt hier, wenn man durch Ihn selig werden wolle, müsse man durch die enge Pforte eingehen. Wenn nun aber so sorglose, leichtsinnige Christen, wie du und die meisten um uns her — und du sagst ja, du wärest nur ebensogut, nicht besser wie sie —; wenn solche Leute, wie du und sie, durch die enge Pforte wirklich eingegangen wären und auf dem schmalen Weg wandelten, der zum Leben führt, dann müßte es heißen: Viele sind ihrer, die ihn finden. Aber

Christus sagt: Wenige sind ihrer, die ihn finden. Darum Else, glaub dem Heilande, daß wenige den Weg zum Himmel finden, und daß, da du nicht anders bist als die meisten, du noch nicht auf dem Weg zum Himmel wandelst.

„Meine Frau schien ein Ohr zu haben für das, was ich ihr sagte, und wünschte, ich möchte sie auf den rechten Weg bringen. Da sagt' ich ihr aber, daß sie mehr von mir verlangte, als ich vermöchte, ich oder irgend ein Mensch; denn Gott, der Herr, allein könne ihr Gnade geben, den Weg zum Himmel zu finden: es sei Jesus. Und zu deinem Troste kann ich dir sagen, Else, fuhr ich fort, daß ich glaube, Jesus hat mich auf den schmalen Weg geleitet. Und denke nicht, Frau, daß ich mich selber rühme, wenn ich sogar sage: Ich bin gewiß durch die Gnade des Heiligen Geistes, auf demselben zu wandeln. Ich habe guten Grund zu solcher Gewißheit. Die Bibel spricht: ‚Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen.‘ Nun sieh, ich kann in Wahrheit sagen, daß ich vom alten Weg und Wesen bekehrt bin. Denn mein Herz hängt nicht mehr an irdischen Dingen, wie es vorher der Fall war; und während ich mich einst um Gott und die Seligkeit nicht kümmerte, liebe ich jetzt Gott und Sein Wort mehr als die ganze Welt und halte den Himmel für den größten Gewinn, den der Mensch erlangen mag, und habe Freude daran, durch Gottes Gnade, den Weg zu wandeln, den Christus uns gewiesen hat, und weiß, daß alle meine Sünden vergeben sind durch Sein Blut. Da siehst du also, Frau, sagte ich, daß bei mir ‚das Alte vergangen‘ ist; und solange du nicht ein Gleiches aus deiner Erfahrung sagen kannst, solange, ich gebe dir mein Wort darauf, bist du nicht auf dem schmalen Weg.“

Hier hielt Humphry einen Augenblick inne, sah Edith sehr ernst an und fuhr mit bewegter Stimme fort: „Und nun, liebes Fräulein, wollen Sie wohl glauben, daß mein armes Weib gar nicht acht hatte auf meine Worte? Gerade als ich am eifrigsten ihr zum Herzen redete, nahm

sie eine Schüssel her und fing an zu scheuern, als hätte sie keine Lust, mich weiter anzuhören. Was sollt' ich tun? Ich schwieg still, ging stracks in meine Kammer, schloß die Thür hinter mir zu und betete da im Geheimen zum Herrn, daß es Ihm gefallen möchte, in meiner unwissenden Frau ein reines Herz zu schaffen und ihr einen neuen gewissen Geist zu geben. Ich betete auch, daß Gott mir Gnade geben möchte, nicht zu denken, ich könne von mir selber etwas tun zu ihrer Befehrung, der ich ein armer Wurm sei; nein, Er, Er allein möchte ihre Seele erreichen durch Seine Gnade, damit sie fortan nicht mehr sich selber suche, sondern ihren Heiland, der für sie zu ihrer Verführung gestorben. Wie ich's nicht angefangen hatte, meine Frau um ihres Seelenheils willen zu ermahnen, ohne zuvor den Segen des Herrn über meine armen Worte zu erbitten, so übergab ich auch das Gelingen in Gottes Hände, daß Er's mache nach Seinem Wohlgefallen; nur um das Eine bat ich im rechten Ernst, daß ich ihr nun auch ein Vorbild sein möchte in meinem ganzen Wandel."

"Und machte Eure Frau bald auf aus ihrem Schlaf?"

"O, liebes Fräulein, die Gnade wirkte nur langsam in ihrem Herzen. Eine ganze Weile tat sie, als wäre von gar nichts zwischen uns die Rede gewesen. Aber ich harrte aus in Geduld, denn ich wußte, der Herr allein konnte meine Arbeit an ihr fördern, und jeden Tag betete ich für das Heil ihrer Seele. Einmal fing sie denn von selber an und sagte, sie hätte viel über die Sache nachgedacht, über die wir so ernst zusammen gesprochen hätten; aber sie könne nicht einsehen, daß sie so böse sein solle, daß sie die Hölle verdient hätte; Christus, sagt sie, wäre ja für die Sünder gestorben, und wenn Leute, wie sie in die Hölle kommen sollten, wo würde die ganze Welt bleiben?"

"Die Worte gingen mir sehr zu Herzen, denn ich sah daraus, mein armes Weib suchte ihr Herz zu verstocken, wie es bei Israel geschah, und ich sagte mit großem

Ernst: „Du irrst dich, Frau, der Tod des Herrn Jesu kommt nimmer denen zu gut, welche, wie du, sich für gut und gerecht halten und nichts bedürfen. Der Tod Jesu Christi gehört nur denen, welche fühlen, daß sie Sünder sind, und alle weltlichen Gedanken und Begierden darangeben, um ihr Kreuz auf sich zu nehmen und Ihm nachzufolgen. Paulus sagt: ‚Fleischlich gesinnt sein ist der Tod;‘ aber du, Frau, scheinst davon nichts zu wissen; du meinst, ein fleischliches, weltliches Herz, wie deines, sei auf dem Weg zum Himmel. Paulus sagt: ‚Geistlich gesinnt sein ist Leben und Friede;‘ aber du meinst, Leben und Frieden sei in einem weltlichen, verhärteten Herzen.

„Nicht wahr, das war gerade heraus und sehr scharf gesprochen? Aber meine arme Frau nahm mein Wort mit Sanftmut auf; sie vergoß viele Tränen; da fuhr ich zu und bat sie, mit mir niederzuknieen, daß wir zusammen beten möchten, Gott wolle ihr Erkenntnis ihrer Sünden geben und Glauben des Herzens an den Herrn Jesum. Sie tat es. Und ich darf es sagen: von dem Tage an ward sie je mehr und mehr eine bußfertige und dann auch gläubige Seele.“

„Habt Ihr noch mehr zu erzählen? Bitte tut mir die Liebe, und fahrt fort,“ sagte Edith, welche den Alten herzlich lieb gewonnen hatte.

„Freilich, gutes Fräulein, ich habe noch viel zu erzählen von des Herrn Erbarmen und Güte über mir an allen Tagen meiner Wallfahrt, von ‚dem Engel, der mich erlöst hat von allem Uebel,‘ wie Jakob sagt.“

„Ist es Euch wohl ergangen in dieser Welt?“ fragte Edith dann und erkundigte sich auch, ob Humphry keine Kinder hätte.

„Doch, geehrtes Fräulein, ich habe fünf Kinder gehabt; drei starben klein, und zwei wurden groß, um die Barmherzigkeit des Herrn in ihrem Leben und Sterben zu preisen. Und nun bin ich hier allein ohne Weib und Kind, aber der Herr ist meine Zuflucht, bei Ihm finde ich stets Aufnahme. Sie fragen, ob mir's wohlgegangen sei im

Irdischen. Nun, Sie sehen, was ich bin, ein alter Mann, der zwei Kühe hütet. Bei alledem aber darf ich sagen, meine Seele hat Heil bei Gott erlangt und das ist die Hauptsache. Ich habe nie Mangel gehabt an Nahrung, Kleidung und Obdach; denn Gott, ich rühme es Ihm nach, hat mich auch nicht einen Tag darben lassen. Und wenn auch mein Leben nicht mehr so leicht und bequem gewesen ist, seit mein treues Weib in die ewige Heimat gegangen, und das sind nun beinahe zwanzig Jahre, so weiß ich ja doch, daß alle meine Trübsal von oben her kommt und mir zum besten dienen muß, wie ich's auch erfahren habe. Denn, sehen Sie, seitdem ich einsam und verlassen stehe in der Welt, habe ich Sein Wort lieber gewonnen als je, und Seine Unterweisung mit demütigerem Geiste gesucht, als ich's zuvor tat. So sage ich denn oft zu mir selbst: „Es ist mir lieb, daß Du mich gedemütigt hast, daß ich Deine Rechte lerne.“

„Starben Eure Kinder alle vor Eurer Frau?“ fragte Edith.

„Ja, Fräulein, es gefiel dem Herrn, alle meine lieben Kinder von mir zu nehmen, ehe Er ihre Mutter abrief. Und als sie heimging, da war ich ganz allein; und meine Hütte, sonst so heiter, kam mir trübe und verlassen vor. Aber ich betete fleißig zum Herrn, daß ich erkennen möchte, was Er mir mit meiner Trübsal sagen wolle. Meine Frau starb gerade zu Anfang des Winters, und ich hatte keinen Verdienst, und niemand, der auch nur das Geringste für mich tat; als aber das Frühjahr kam und mit ihm Arbeit vollauf und es wenig freie Hände gab, nahm mich ein Pächter in Dienst, in dessen Hause ich auch ein Unterkommen fand. Ich hatte das kleine Vieh in den Gehegen zu hüten, nach dem Federvieh zu sehen und allerlei leichte Arbeit, die in der Wirtschaft vorkam, zu verrichten. Ich war seelenfroh, als ich meine einsame Hütte verließ, und zu meinem neuen Herrn zog. Aber der Mensch denkt, und Gott lenkt. Es wollte mir nicht wohl werden in dem Hause. Nun merkte ich erst, daß ich in meiner Freude

vergessen hatte, meinen Weg dem Herrn zu befehlen. Die Familie meines Brotherrn war nicht fromm; es kümmerte sich da keiner um den Herrn und Seinen Dienst, und ich hatte vieles zu dulden, solange ich unter ihnen lebte. Ach, es ist schwer wohnen in der Gottlosen Hütten! Wie oft hatte ich schandbare Worte zu hören und schändliche Dinge zu sehen, besonders in der Küche, und wies ich die armen Leute deshalb zurecht, so kriegte ich nur Spott und Gelächter zur Antwort. Doch das hätte ich gern getragen, wenn ich ihnen nur zum Segen hätte sein können. Ich hielt indes, obwohl mit schwerem Herzen, fünf Jahre bei ihnen aus, und ich meine, ganz vergeblich ist's auch nicht gewesen, denn es gefiel dem Herrn, einem oder zweien meiner armen Mitknechte, vielleicht noch mehreren, durch meine Hand die Erkenntnis Seines Heils zu geben. Aber Herr und Frau wollten von diesen Dingen nichts wissen. Da geschah es, etwa 14 Tage vor meinem Weggange, daß unser Herr schwer krank wurde. Das ganze Haus geriet in Aufruhr, aber bei allem Jagen und Kennen dachten die armen Menschen nicht an die einzige Hand, welche heilen konnte; ein Bote über den andern ward zum Arzt gesandt, und unser Herr war wütend, daß der Doktor nicht schneller kam, als möglich war. Ich erinnere mich noch recht gut, ich saß am Herde, ganz in einer Ecke, hatte meine Hände auf diesen alten Stock gestützt, wie ich's so tue, und dachte nach über des Herrn Wege, und was das sein würde, wenn Er diese Nacht meines armen Herrn Seele abforderte! Ach, das war ja ein erschrecklicher Gedanke, und ich betete herzlich, daß er wieder aufkommen möchte, um seinen Weg zu ändern und Gott kennen zu lernen.

„Ja, damit ging ich um in meinem Herzen, während alle Knechte hin und her liefen und sich über mich aufhielten, daß ich so still da säße; sie wären gut dafür, sagten sie, wenn ich 'mal krank würde, würde ich auch nichts tun, auch nicht daran denken, den Doktor holen zu lassen. Ich sagte ihnen, vielleicht würde ich einen Doktor holen lassen, wenn ich Geld dazu hätte, aber ich

würde keine Hilfe von ihm erwarten. Da fingen sie gewaltig an zu lachen und schalten mich einen Narren und Einfaltspinsel, der ich mein Geld für den Doktor hingeben wollte und doch ihm nicht zutraute, daß er mich gesund machen könnte. ‚Ich vertraue auf Gott‘, sagte ich, ‚der da kann beides, schlagen und heilen; und weiß, daß kein Doktor im ganzen Lande mich oder sonst wen heilen kann, es sei denn, daß der Herr seine Arbeit segne. Wenn ich ‚mal was einnehme, so spreche ich immer, (und mein gutes Weib macht es ebenso): Ich bitte den Herrn, daß diese Arznei mir heilsam sein möge; aber wenn Er es anders will, so bin ich zufrieden.‘ — Als ich ihnen das gesagt hatte, neckten sie mich nicht mehr so arg, wie vorher, sondern meinten, sie wüßten das alles so gut wie ich. ‚So tut mir’s leid‘, sprach ich, ‚daß ihr nicht danach tut, wenn ihr es wisset.‘

„Mein Herr überstand seine Krankheit, war aber nach wie vor dem Geizen nach dem vergänglichen Golde ergeben, ohne die Barmherzigkeit zu bedenken, die ihn gerettet hatte. Mein Gewissen beunruhigte sich darüber, daß ich ihm noch kein Wort gesagt hatte, das seine Seele aus dem tiefen Sündenschlase hätte wecken können. So bat ich denn den Herrn, daß Er durch Seine Gnade mir Weisheit geben wolle, ein Wort zur rechten Zeit zu sagen (das ist so meine Weise in solchen Fällen), und als diese kam, redete ich meinen Herrn mit aller Ehrerbietung so an: ‚Es freut mich, lieber Herr, Euch wieder draußen zu sehen, und ich hoffe zu Gott, Eure Krankheit wird ein Ruf für Euch sein, daß ihr Euer Herz Dem zu Dienste begehbt, der Euch errettet hat; denn des Doktors Arznei hat nicht so viel mit Eurer Heilung zu tun, als Gottes Barmherzigkeit.‘

„Das sagt’ ich; aber, liebes Fräulein, mein Herr sah mich finster an, sagte, ich wäre ein unverschämter Schurke, so mit meinem Herrn zu reden, und ich sollte künftig meine Worte besser wählen, sonst würde es mir übel bekommen; er wüßte so gut um die Religion Bescheid, wie irgend einer, ginge regelmäßig in die Kirche, und jeder-

mann hielte ihn für einen guten Christen. Und dann ging er weg, nachdem er mich noch einen faulen alten Kerl gescholten, der über die Religion fromm schwaze, anstatt zu arbeiten.

„Nun, ich weiß ja, daß alle, die Christo nachfolgen, das Kreuz tragen müssen, und daß der Weg zum Himmel sowohl schwer als leicht ist; denn leicht ist er doch wahrlich auch, um des himmlischen Trostes willen, den die genießen, die ihn wandeln. So ging ich denn an meine Arbeit, ohne auf meinen Herrn böse zu sein; nein, mein Herz betete für ihn, daß es Gott gefallen möchte, ihm einen neuen Geist zu geben. Den Tag darauf merkte ich, daß mein Herr seinem Widerwillen gegen mich Lust zu machen wünschte und an allen Enden Ursache an mir suchte; aber ich schwieg still, und es ging zwei, drei Tage in dieser Weise fort; da fuhr er plötzlich los, nannte mich einen nichtsnutzigen alten Kerl, der seines Lohnes nicht wert sei, und sagte mir, daß er einen jüngeren Knecht gemietet hätte und ich den nächsten Sonnabend sein Haus räumen müßte. — Das war nun recht traurig für mich alten siebenzigjährigen Mann; aber ich sah, mein Herr konnte mich nicht mehr leiden, und was sollte ich tun, als stille sein und mich zum Abschied schicken? Als ich von meinem Herrn wegging, war viel Grämens in meinem Herzen, mehr als gut war; was sollte ich nächsten Sonnabend beginnen, ohne Brot und ohne Obdach? Aber da traten diese Worte vor meine Seele: ‚Wirf dein Anliegen auf den Herrn, der wird dich versorgen‘, und ich schlief die Nacht recht sanft, und war auch am folgenden Tage nicht mehr so niedergeschlagen. Ich sah mich nach Arbeit um, und da ich keine fand, machte ich's, wie mir der Spruch befohlen, warf alle meine Sorgen auf den Herrn, und ich war gewiß, Er würde mich versorgen, und mich, solange ich noch hier unten zu leben haben sollte, Nahrung und Kleidung finden lassen, denn ich wollte ja gern, wie beten, auch fleißig arbeiten in dem Beruf, dazu ich geboren war.

„So kam denn der Sonnabend abend heran, wie alle anderen Abende, und ich hatte kein Obdach für die Nacht, noch Arbeit für den Montag; aber ich mußte einen Ort im Dorfe, wo ich ein Unterkommen finden konnte bei guten Leuten, und das war genug für den Augenblick. Ich ging zu meinem Herrn, um meinen Lohn zu holen. Er zahlte mir das Wenige, das ich zu fordern hatte, und sagte: ‚Gumphry, hast du ein Unterkommen, bis du wieder Arbeit findest?‘ ‚Nein, Herr‘, antwortete ich, ‚aber ich weiß eins zu kriegen bei guten Leuten, ich hoffe, sie werden nicht Nein sagen.‘ ‚Aber Gumphry‘, sagte er, ‚Wohnung kostet Geld, und du kannst in der Hütte, die der alte Walker da bewohnte, solange bleiben, bis du wieder Arbeit kriegst. Sie ist warm und bequem, und ich will dir einen Tisch und einen Stuhl hineinbringen lassen und was sonst dazu gehört. Du sollst nicht sagen, daß ich dir den Stuhl vor die Thür gesetzt hätte.‘ Damit drückte er mir noch einen Schilling in die Hand, und ich dankte ihm von Herzen, denn ich war ihm nicht gram, trotzdem, daß er mich ohne Ursache wegschickte, wünschte ihm Gesundheit und Glück, und so schieden wir.

„Nun wohl, das Ende einer Sache ist oft besser wie ihr Anfang; wir Kleingläubige zweifeln nur zu gern! So dacht’ ich, indem ich auf einer Karre, die ich mir geborgt hatte, meine Sachen der Hütte zufuhr. Die war denn gut genug für mich und ich wünschte weiter nichts; mein Herr hatte Wort gehalten und mir allerlei Hausgerät hineinschaffen lassen, und Holz hatte ich mir unterwegs gesammelt. Das Erste, was ich vornahm, war, Feuer anzumachen, und dann lief ich ins Dorf und kaufte mir etwas Brot und Käse und einen Krug Milch, denn den nächsten Tag war Sonntag, da kauf’ ich nichts.

„Als ich wieder in meinem Hüttchen war, setzte ich mich ans Kamin und überlegte die Güte und Treue meines Herrn, der in meiner höchsten Not mir eine warme Stube geschenkt hatte, nahm meine Bibel und erquickte mich daraus. Es wurde aber bald zu dunkel zum Lesen und

nun fiel mir ein, daß ich kein Licht hatte. Ich konnte mir auch keines mehr kaufen, denn es war eine regnerische, stürmische Nacht und stockfinster. Ich suchte daher, so gut es ging, bei dem Scheine des Kaminfeuers weiter zu lesen — es war der 73. Psalm, den ich aufgeschlagen hatte, — und als ich nun an die Worte kam: ‚Du leitest mich nach Deinem Rat, und nimmst mich endlich mit Ehren an. Wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele versmachtet, so bist Du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil‘, ja, als ich an diese Worte kam, sag’ ich, da machte ich die Bibel zu, denn ich brauchte den Abend nicht weiter zu lesen; hier war Trostes die Fülle, auch wenn meine Trübsal zehnmal größer gewesen wäre, als sie nach des Herrn Gnade sein sollte. Ich konnte die teuren Worte mir zueignen, denn ich hatte den Herrn zu meinem ewigen Teil im Glauben erwählt und die Welt hinter mich geworfen.“

Humphrys Freude ging auf Edith, die unverwandten Blicks den lieben Alten ansah, wunderbar über; sie hatte selten sich so sicher in Gottes Armen liegen gewußt, als in diesen Augenblicken. Sie bat Humphry, seine Geschichte auszuverlässig zu erzählen, und er fuhr fort:

„Tags darauf, liebes Fräulein, war Sonntag, und der liebe Herr machte ihn mir zu einem Ruhetage für Leib und Seele. Ich ging nach meiner Gewohnheit hin, Gottes Wort zu hören und betete frühe, ehe ich fortging, daß die Sorgen dieser Welt mein Herz nicht beschweren möchten, damit ja das Wort nicht unter die Dornen falle. Ich hatte einen schönen Tag; obgleich das ganze Dorf zu wissen schien, daß ich aus dem Dienste gejagt war, achtete ich doch wenig auf die boshaften Fragen und Bemerkungen, die ich anhören mußte. So sagte einer zu seinem Nachbar beim Nachhausegehen: ‚s ist ein schlimm Ding, Freund, wenn die Leute zu fromm werden! Ich will mich hüten, besser sein zu wollen als die anderen, denn um Lohn und

Brot kommen, das ist das Ende davon!' und dabei sahen sie mich mit spöttischen Blicken an. Doch ich ging ruhig an ihnen vorüber und nahm auch das als eine Züchtigung an, die mir nötig war.

„Am Abend konnte ich wieder nicht lesen, weil ich immer noch kein Licht hatte. Am folgenden Tage machte ich mich auf, Arbeit zu suchen, aber nirgends konnte ich ankommen; noch zwei Tage suchte ich, und es ging mir nicht besser. Einige sagten, ich wäre zu alt; andere hatten nichts zu tun für mich, und so kam ich am Mittwoch nach Hause, noch eben so ohne Aussicht auf Hilfe, wie ich beim Ausgehen gewesen war. Doch entfiel mir das Herz nicht; ich mußte zu gewiß, mein Herr werde mir helfen, wenn Seine Stunde gekommen sei, und Sein Wort war mein Trost und Stab. Die ganze Woche verstrich und Gott ließ mich mit verbundenen Augen Seiner Verheißung glauben. Ein zweiter Sonntag kam, und ich ging ganz fröhlich zur Predigt und betete mit leichtem Herzen, hörte Gottes Wort mit Freuden und kehrte nach Hause zurück, ganz voll von Gottes Liebe. Montag und Dienstag ging es mir wieder, wie die Woche zuvor, und Mittwoch war es so regnerisch und stürmisch, daß ich nicht hinaus konnte. Donnerstag aber machte ich mich früh auf den Weg nach einem Orte, wohin man mich mit der Versicherung gewiesen hatte, da würde man mich gewiß annehmen. Als ich aber hier ankam, hörte ich, daß sie gerade den Morgen einen Mann gemietet hätten, sonst hätten sie mich wohl gern behalten.

„Da, liebes Fräulein, kam mir doch eine Träne in die Augen; ich war so traurig, daß mir dieser schöne Dienst entgangen war. Doch ein besserer Geist, als der Trauergeist, kehrte bald wieder in mein Herz ein, der sagte mir: der Gott, der bisher mir nichts habe mangeln lassen, werde mir auch ferner geben, was mir gut sein würde, solange ich noch hier unten zu wandern hätte. Dieser gute Geist begleitete mich den ganzen Weg nach Hause, zwei Stunden weit. Es regnete stark, und ich

wurde durch und durch naß; als ich nach Hause kam, hatte ich keine warme Stube und wenig Holz; aber ich zündete rasch an, was ich finden konnte, zog meine Alltagskleider an — denn ich hatte meine besten angehabt auf der Reise — und aß mein Abendbrot. Ich muß sparsam umgehen mit meinem Vorrat, dachte ich, denn mit der Arbeit scheint es noch im weiten Feld zu sein. Diesen Abend aber aß ich mich recht satt, denn ich war sehr hungrig und dachte: was soll ich mich mit Sorgen quälen über den morgenden Tag, denn ich werde ja bald dort sein, wo die Gottlosen müssen aufhören mit Toben, und ruhen, die viele Mühe gehabt haben, und der Knecht wird frei von seinem Herrn sein.'

„Tags darauf hatte ich so viel Gichtschmerzen, daß ich kaum gehen konnte, aber ich bat den Herrn, Er wolle mich stille halten und nicht murren lassen gegen Seinen Willen. Eine ganze Woche lang litt ich viel Schmerzen und konnte nicht weiter kommen, als nach dem Kaufladen, um ein Brot und dergleichen zu holen. Doch da ich noch Nahrung und Obdach hatte, hatte ich genug zu danken, und wußte wohl, daß der Herr nie Trübsal bringt mit der einen Hand, ohne Trost zu bringen mit der anderen, wenn man nur Augen hat, Ihn zu sehen. Das erfuhr ich auch jetzt wieder, denn meine Schmerzen legten sich schneller, als ich gedacht hatte, und am Sonntag konnte ich hingehen, um mit Gottes Volk Gott für Seine Hilfe zu danken.

„Am Montag Morgen war meine Gicht fort, und ich war ganz fröhlich. Ich hatte nur noch einen Schilling und neun Pfennige und mußte nun eilig nach Arbeit mich umtun. Da hörte ich von einem guten Dienste in einem Dorfe sechs Stunden weit von meiner Hütte, und machte mich sogleich auf den Weg. Ehe ich aber ausging, bat ich den Herrn, daß Er, wenn es Sein Wille so wäre, meinen Gang segnen und mich an einen Ort führen möchte, wo ich Nahrung und Kleidung fände für meine noch übrigen Tage. Ich dachte an Abrahams Knecht, welcher betete, daß ihm der Herr begegnen möchte auf seinem Wege.

„Es war ein klarer, kalter Wintermorgen. Wenn ich etwa eine Stunde gegangen war, ruhte ich ein wenig und las ein paar Verse in meiner Bibel. So machte ich es den ganzen Weg, und die Zeit ging mir hin, ich wußte nicht wie, bis ich um drei Uhr, recht müde, am Ziel meiner Reise anlangte. Ehe ich in das Haus ging, wo ich mich anbieten wollte, setzte ich mich hin und hielt ein reichliches Mahl — denn Brot und Käse hatte ich in meiner Hirten-tasche —, ruhte mich aus und betete inbrünstig, daß, so es Gott nicht gefiele, mir ein Ruheplätzchen in dem Hause zu bereiten, wohin ich einen so langen Weg gewandert war, Er mir doch ein ruhiges Herz schenken und meinen Glauben nicht aufhören lassen wolle. Mit diesem Gebet trat ich in das Haus, und wer kam mir entgegen? — Der Sohn eines lieben alten Mannes, den ich recht gut kannte. Ich sagte ihm mein Anliegen, und er freute sich, mich zu sehen. Er ist hier Verwalter, liebes Fräulein, und er versprach mir gleich, ein gutes Wort für mich einzulegen; seine Schuld sollte es nicht sein, wenn ich nicht ankäme.

„Nun, Sie können denken, wie froh ich dazu war. Ich wartete draußen, bis der junge Matthias — so heißt er — mit seinem Herrn zurückkam. Der redete mich freundlich an und sagte, Matthias wäre ein treuer Diener, auf sein Wort könnte er sich verlassen; so wolle er es denn mit mir versuchen, nur käme ich ihm für viel Arbeit ein wenig zu alt vor. Da sagte ich: ‚Freilich, ich bin ein alter Mann und kann eben keine schwere Arbeit mehr tun; doch wollt Ihr mich zu Eurem Knechte nehmen, so sollt Ihr mich treu und willig finden; ich fürchte meinen Gott zu ernstlich, als daß ich nicht ein treuer Diener sein sollte meinem leiblichen Herrn. Was den Lohn anlangt, so werden wir darüber leicht fertig werden; gebt mir Nahrung und Obdach, Kleider, so viel meine Arbeit wert ist, und ich will meinem Gott dafür danken, daß Er mir gegeben hat, was ich in meinen noch übrigen Tagen bedarf.‘

„Der Herr sagte, mein Vorschlag gefiele ihm wohl,

und wenn ich Gott fürchtete, so wäre er gewiß, ich würde auch ein treuer Knecht sein. Und so habe ich hier in Ruhe und Frieden gewohnt von dem Tage an bis heute, im Dienste eines guten Herrn, der Mitleid mit meinem Alter hat; und wenn meine Arbeit den Lohn nicht wert ist, welchen er mir gibt, so wird Gott, der mich versorgt, ihm's reichlich ersetzen.“

„Wie kommt es aber,“ fragte Edith, „daß Ihr mit den beiden Kühen an der Heerstraße umherzieht, wenn Ihr ordentliche Beschäftigung habt?“

„Sehen Sie, liebes Fräulein, ich taue eben nicht viel zu ordentlichem Tagewerk, und mein Herr ist ein guter Mann, dem die Armen am Herzen liegen, und er hält zwei Kühe für die, die sich selber keine halten können; da dünkt mich's billig, meinem Herrn jeden kleinen Vorteil auszusuchen, und wenn ich schönes Gras hier an der Straße sehe, das sonst zertreten würde, so treibe ich meine Kühe hierher und spare meinem Herrn das Gras zu Hause. — Und nun, liebes Fräulein, habe ich Ihnen erzählt, was für einen Weg Gott mich geführt hat, wie Er mein Helfer gewesen ist und an mir bewiesen hat: ‚Die den Herrn suchen, haben keinen Mangel an irgend einem Gut.‘“

Edith dankte dem Alten herzlich für seine Erzählung und ging weiter, voll Bewunderung über das Werk der Gnade an einem Manne, den niemand weiter unterwiesen hatte, als der verheißene Lehrer aller Gläubigen, der Heilige Geist.

3.

Irret euch nicht, Gott lässt sich nicht spotten.

Nach einer alten Chronik.

Wergerlich saß Meister Gregor, ehrfamer Bürger und Schuhmachermeister der alten Stadt Swebusen (heut

Schwiebus) auf seinem dreibeinigen Schemel und handhabte ziemlich erregt Pechdraht und Ahle.

„Es hilft nichts, Annchen, ich muß die beiden Böhmen entlassen. Sie verderben mir das ganze Hausgesinde. Schon hat ihr freches, gottloses Wesen ansteckend auf die Lehrbuben gewirkt, und wenn es so weiter fortgeht, bin ich bald nicht mehr Herr im Hause.“

„Da denke ich denn, es ist besser, ich schiebe beizeiten einen Kiegel vor und entlasse noch heut die Störenfriede.“

„So unter Quartal, Hans? Ich fürchte, das gibt böses Blut,“ sagte Frau Anna ängstlich. „Ueberleg's doch noch und warte lieber den 1. Juli ab. Ich trau' den Böhmen nichts Gutes zu. Sie sind imstande und rächen sich übel für die plötzliche Entlassung. Warte wenigstens, bis du genügend Grund für dein Handeln hast.“

„Nun, ich sollte meinen, daran fehlt's nicht,“ sagte der Meister zürnend. „Ich meinesteils habe die gottlosen Reden und das ganze liederliche Leben der Fremden längst satt. Von Tag zu Tag wird es schlimmer mit ihnen, obgleich beide alle Ursache hätten, uns dankbar zu sein, da wir sie aus Not und Elend retteten. Aber das ist nun einmal der Lauf der Welt, und ich würde auch wenig nach der Böhmen Dankbarkeit fragen, wenn sie nur sonst ihre Schuldigkeit täten. Doch auch davon ist keine Rede. Schon schlägt es 8 Uhr vom Turm, und noch keiner der beiden denkt an die Arbeit. Ist das die Art und Weise ordentlicher Schuhknechte? Nein, nein, rede mir nichts mehr dagegen. Sobald ich Ersatz gefunden habe, entlasse ich die Fremden. Habe keine Furcht vor ihrer Rache, liebes Weib. Denke doch daran, daß Gott immer noch im Regimente sitzt und alle Ratschläge der Bösen vernichten kann. Geh ruhig an deine Arbeit; und wenn unser Anton aus der Schule kommt, schicke ihn zu mir. Er soll zu Gevatter Künzel, dem Herbergswirt, gehen und fragen, ob kein reisender Schuhknecht eingetroffen ist, denn der Alte ist vergeßlich und denkt leicht nicht mehr an meine gestrige Bitte.“

In diesem Augenblick klopfte es bescheiden, und auf des Meisters kräftiges Herein trat ein wandernder Geselle über die Stufen.

Nach Zunftvorschrift trug er das Felleisen auf beiden Achseln und die lederne Kappe in der Hand. In der Thür blieb er stehen und begann nach altem Brauch folgendermaßen:

„Guten Tag, Gott schirme das Reich. Gott schirme das Haus. Gott schirme den Herrn Vater und die Frau Mutter. Gott schirme das Handwerk und alle frommen Schuhknechte hier oder anderswo. Mit Gunst, ich wollt' gebeten haben, mir Unterstand und Arbeit zu geben, also wie es einem frommen Schuhknecht gebühret und wohl ansteht, es sei gleich hier oder anderswo. Mit Gunst, Herr Meister und Frau Meisterin, wollt Ihr mir vergönnen, mein Bündel abzulegen?“

Unangenehm überrascht sah Gregor auf den Ankömmling.

„Ei, so hat Better Künzel meine Bitte doch nicht vergessen! — Ich sage dir Dank, frommer Geselle. Sei mir von Gott willkommen, von wegen des Handwerks. Lege dein Bündel an Ort und Stelle und zeige mir deine Papiere.“

Fröhlich trat nun der junge Bursche vollends in das Zimmer und legte sein Felleisen an den vorgeschriebenen Ort, unter die Bank an der Thür. Dann näherte er sich dem Hausherrn und sagte bescheiden:

„Gottes Gruß und Dank, Herr Meister und Frau Meisterin. Die Meister und Gesellen im Reich lassen Euch grüßen, von wegen des Gewerks.“

Gregor dankte abermals in alter, zunftmäßiger Weise und prüfte dann die Zeugnisse.

Dieselben mußten ihm zusagen, denn er begann nach genommener Einsicht freundlich:

„Du kannst heimisch werden. Setze dich auf den Knechtschemel und beginne in Gottes Namen das Werk.“

Frohgemut kam der flinke Bursche der Aufforderung nach, und mit Genugtuung sah der Meister, wie geschickt

und schnell dem neuen Hausgenossen die Arbeit von den Händen ging.

„Jetzt kann ich die beiden Böhmen entraten,“ sagte er befriedigt zur Frau Anna und setzte sich zur Arbeit nieder.

Die fürsorgliche Hausfrau aber sah besorgt auf den Gatten.

„Hans, tu es nicht, lasse sie nicht unter der Zeit gehen. Es macht böß Blut. Hast du denn schon vergessen, was anno 1541, also vor kaum sechs Jahren geschah, als Meister Briese unter der Zeit seine Knechte entließ? Zum Dank dafür legten sie beim Abgang Feuer in sein Haus, und da es an dem Tage gerade schrecklich windig war, brannte die ganze Stadt elend nieder.)* Was half es, daß man die beiden Uebeltäter in das Feuer warf? Das Unglück war doch einmal geschehen! Darum bitte ich dich, habe mit den Fremden noch Geduld bis zum Quartalsende. Mir ahnt nichts Gutes. Die Böhmen sind falsche heimtückische Burschen, die den Schimpf nicht ruhig hinnehmen werden.“

Es galt damals nämlich noch für eine Schande, unter der Zeit entlassen zu werden, und kein Meister nahm gern einen Gesellen, der auf diese Weise aus dem Hause kam. —

Doch Gregor teilte die Besorgnisse seiner Frau nicht. Gutmütig scherzte er über ihre Angst und wies sie von neuem auf den Hüter Israels hin. Aber selbst dieser Trost wollte nicht recht haften. Beklommen ging Frau Anna an ihre häusliche Arbeit. Sie konnte ihre bangen Ahnungen nicht los werden.

Unterdessen saßen drin in der Werkstätte Meister und Geselle fleißig arbeitend beieinander.

Zwischendurch fragte Gregor den neuen Hausgenossen nach Heimat und Elternhaus, und der Jüngling gab ehrlich und bescheiden Antwort.

*) Am 12. Mai 1541 brannte Schwiebus, bis auf das Schloß und die glogauische Vorstadt, gänzlich ab.

Da, plötzlich, es war mittlerweile 9 Uhr geworden, öffnete sich die Thür und mit mürrischem Gruß traten die beiden böhmischen Schuhknechte in das Zimmer.

Unwillig sah der Meister auf die wüsten Faulenzer.

„Nun, ihr Burschen, das muß ich sagen, ist das eine Art rechter Handwerksgefallen, so spät zur Arbeit zu kommen? Alle Tage werdet ihr liederlicher. Mein Reden hilft nicht mehr. Da ist es wohl besser, wir trennen uns, und ihr werdet fremd.“

„Oho, Herr Meister, aber doch nicht etwa unter der Zeit?“ sagte Wenzel, ein kleiner, tückisch aussehender Mensch frech. Jörg, der zweite aber ging ohne weiteres auf den neuen Gesellen zu und rief grob:

„Geh von meinem Plage, Fremder. Hast hier nichts zu suchen.“

Doch der Meister unterbrach ihn streng:

„Nichts da! Zeit Niese sitzt mit meinem Willen und gutem Recht an deiner Stelle. Wer nicht kommt zur Zeit, muß allemal zurückstehen. Ich will mich nicht mit euch in große Auseinandersetzungen einlassen. Ich sage nur noch einmal kurz und bündig: ‚geht‘.“

Doch nun erhoben die Böhmen ein wüstes Geschrei, klagten über Ungerechtigkeit und drohten mit ihrer Rache.

„Hütet eure Zungen,“ sagte Gregor ernst und ruhig. „Bedenkt, daß ich euch schon um dieser Drohung willen vor den Rat bringen könnte. Aber ich mag nichts mehr mit euch zu tun haben. Zieht eures Weges. Eure Rache fürchte ich nicht. Mein Gott ist stärker als ihr, der wird mich schützen.“

Jörg und Wenzel lachten höhnisch:

„Was fragen wir nach Gott! Wir haben noch nie ein Zeichen Seiner Macht gesehen. Jeder Mensch ist sein eigener Herr.“

Der Meister hielt es unter seiner Würde, auf diese gottlosen Reden zu antworten. Er legte den Böhmen Geld und Papiere auf den Tisch und bedeutete ihnen mit strengem Wort, sein Haus zu verlassen.

Da sahen die schlechten Gesellen endlich ein, daß sie mit ihrer Frechheit nichts ausrichteten und gingen murrend und scheltend, ohne Gruß und Dank davon.

Wie von einem Alp befreit, sahen die Zurückbleibenden ihnen nach.

„Gott sei Dank, daß sie fort sind,“ rief der Hausvater erleichtert. „Gelt, Annchen, du freust dich auch, die wüsten Reden der Fremden nicht mehr hören zu müssen?“

Die Meisterin nickte zwar einverstanden, konnte aber trotzdem ihre Besorgnisse nicht unterdrücken.

Unterdessen zogen die entlassenen Böhmen fluchend und lärmend durch die Straßen der Stadt und begannen alsbald ihr Schelmen- und Rachestücklein auszuführen.

Jedwedem, den sie trafen und der sie nach dem Grunde ihres Unwillens fragte, erzählten sie mit höhnischer Genugthuung:

„Meister Gregor hätte sie ungerechterweise Knall und Fall entlassen, weil sie dahinter gekommen seien, daß er schon seit Jahr und Tag gestohlene Felle verarbeite.

„Aber sie, die Böhmen, ließen sich solche schlechte Behandlung nicht bieten. Sie wären eben auf dem Wege, den ganzen Handel dem Bürgermeister anzuzeigen, denn es täte not, daß der scheinheilige Meister entlarvt würde.“

Staunend, aber mit ungläubigem Kopfschütteln, hörten die Nachbarn und Freunde Gregors die seltsame Mär.

„Nein, nein, es ist nicht möglich! Wie könnte der wohlangesehene, gottesfürchtige Meister so etwas tun!“

„Na, ihr werdet schon sehen,“ sagte Wenzel tückisch. „Hat nicht Hofmann, der Gerber, erst neulich wieder geklagt, daß ihm abermals ein großer Posten Felle entwendet sei, ohne daß man, trotz alles Suchens, den Dieb entdeckt hätte.“

Erschrocken sahen die Bürger einander an.

„Um Gott, konnte es denn sein, daß die Böhmen die Wahrheit redeten?“

Mit dem Fellediebstahl verhielt es sich ja leider wirklich so, wie sie erzählten. Vor wenigen Tagen war Meister Hofmann nun schon zum drittenmal eine Anzahl wertvoller Häute entwendet worden, und es hatte darob viel Lärmen und Suchen gegeben, ohne daß man eine Spur von dem Diebe und dem Verbleib der Felle entdeckt hätte.

Damals hatte natürlich niemand auch nur zu denken gewagt, der redliche, hochgeachtete Meister Gregor könne irgendwie bei dieser schlimmen Sache beteiligt sein.

Nun aber fiel mit einemmal jedermann ein, daß man aus des Schuhmachers Hause durch eine Hintertür gar leicht in des Gerbers Hof gelangen könne. Außerdem war aller Welt bekannt, daß Gregor in des anderen Gehöft trefflich Bescheid wußte, da er von Jugend auf ein guter Freund des Gerbers gewesen war und auch noch bis zur Stunde viel mit ihm verkehrte.

An diesen stadtbekanntem Tatsachen fand die schändliche Verleumdung der Böhmen leider großen Anhalt. Mancher einer der Zuhörer schüttelte nun bedenklich den Kopf und tuschelte mit seinem Nachbar.

Nur wenige Bessergesinnte wagten die Böhmen der mutwilligen Lügen zu bezichtigen, und ein guter Freund Gregors lief eilig und erzählte dem empörten Meister von der öffentlichen Verleumdung seiner gewesenen Schuhknechte.

Der redliche Mann geriet in hellen Zorn über die Schlechtigkeit der gottlosen Buben. Frau Anna aber sank weinend und händeringend auf einen Stuhl.

„Meine Ahnung, meine Ahnung! Ach, Du lieber Gott, steh uns in Gnaden bei!“

Unterdessen ergriff Gregor den Knieriemen und eilte, von seinen übrigen Leuten gefolgt, spornstreichs über den Markt, die glogauische Straße hinunter den beiden Böhmen nach.

Dieselben hatten natürlich gar nicht daran gedacht, zum Bürgermeister, oder Burgemeister, wie man damals

sagte, zu gehen und ihre Klage vorzubringen, sondern trachteten im Gegentheil danach, schleunigst aus der Stadt zu kommen.

Doch zum Glück erwischte sie der Meister noch hinter dem Stadttore, und ehe die Uebeltäter sich dessen versahen, hatte er sie am Stragen, und hageldicht sausten die Schläge seines Knieriemens auf sie herab.

„Ehrlose Buben,“ donnerte der erzürnte Mann, „ehrlöse Buben, ist das der Dank für alle Wohlthat, die ihr in meinem Hause genossen habt? Verlumpt, krank und halb erfroren kamet ihr im Winter zu mir. Ich habe euch gereinigt, gespeist, gekleidet und gesund gepflegt, und nun lohnt ihr es mir so? Psui über diese Schlechtigkeit! Aber jetzt auf's Rathhaus mit euch, auf daß ich wieder zu meinem Recht und meiner Ehre komme. Ihr Nachbarn, helft mir die Schurken binden und zum Burgemeister führen, damit er die Sache gründlich untersuche und die Schufte zum Widerruf nötige.“

Des Meisters energisches Handeln, seine von einem reinen Gewissen zeugende Rede hatte die schwankende Menge vorläufig wieder zu seinen Gunsten gestimmt, und zwanzig Hände waren bereit, ihm zu helfen.

Umsonst versuchten die Böhmen durch Flüche und Schwüre ihre Lügen zu bekräftigen und sich selbst aus den Fäusten des baumstarken Schuhmachers zu befreien.

Bald waren sie sicher gefesselt, und der ganze Haufen zog nun mit ihnen und dem Meister nach dem Rathause zum Burgemeister.

Dieser Burgemeister aber war Herr Bonaventura Schickfuß, ein äußerst kluger, gerechter und vor allen Dingen gottesfürchtiger Mann, der in gar hohem Ansehen stand und dem die Stadt gar viel zu danken hatte. Infolgedessen wird bis auf den heutigen Tag sein Andenken in Ehren gehalten.

Zu ihm also zog Meister Gregor an jenem Morgen mit den beiden Delinquenten und der Menge des Volkes, um seine Sache vorzutragen und gerechtfertigt zu werden.

Ihm war in keiner Weise bange zu Mute, und sein gutes Gewissen ließ ihn erhobenen Hauptes dahinschreiten.

Wie konnte auch ihm, dem wohlangesehenen, redlichen Meister, die boshafte Verleumdung der beiden Fremden auf die Dauer schaden? Außerdem war der Burgemeister Schicksfuß wegen seiner weisen Rechtsprüche weit und breit bekannt; und in diesem Falle gar mußte er doch gleich einsehen, auf wessen Seite die Wahrheit sei.

So kam er denn siegesgewiß auf dem Rathause an und verlangte den Herrn Burgemeister zu sprechen.

Doch welche Enttäuschung erwartete ihn!

Schicksfuß war über Land gefahren und man erwartete ihn erst nachts zurück. Der ihn vertretende bürgerliche Gerichtsbeamte aber wußte nicht recht, was er in dieser Sache beginnen sollte.

Nach längerem, verlegenem Hin- und Herreden befahl er endlich, die beiden Böhmen in den Stock am Kreuztor zu setzen.

Diesem Urteil jedoch widersetzten sich die Schuhknechte aufs heftigste und beteuerten von neuem unter Fluchen und Schwören die Wahrheit ihrer vorigen Aussage.

„Sollen wir in den Stock, muß Gregor erst recht hinein. Wir sind zwei gegen einen, und er kann seine Unschuld nicht beweisen. Außerdem schwören wir nochmals, daß er den Diebstahl begangen hat. Wenn unsere Rede nicht wahr ist, dann mag der Teufel kommen und uns holen.“

Starr und entsetzt stand der Meister ob dieses Meineids und der fürchterlichen, gottlosen Rede. Auch den anderen allen grauste.

Der Beamte rieb sich verlegen die Hände und wußte nicht, was er tun sollte.

Es ging ihm schwer an, den bisher hochgeachteten, unbescholtenen Meister festzunehmen. Aber andererseits konnte er das Verlangen der Böhmen, vom Rechtsstandpunkt aus, nicht kurzweg abschlagen. Außerdem war Gregor durch die Frechheit der Gesellen so bestürzt, daß er kein

Wort zu seiner Verteidigung hatte, sondern nur auf alle Fragen traurig sagte:

„Gegen solche Schändlichkeit bin ich machtlos. Gott wird meine Unschuld an das Licht bringen.“

Der Arme merkte wohl, daß selbst die Freunde und Nachbarn dem auf ihn gewälzten, schmähhchen Verdacht mehr oder weniger Raum gaben. Diese Wahrnehmung aber schmetterte ihn zu Boden und brachte ihn fast von Sinnen, so daß er sich widerstandslos mit den höhnisch lachenden Böhmen nach dem Gefängnis abführen ließ.

Seine einzige Hoffnung und Zuversicht war der Gedanke an Gottes Güte und Gerechtigkeit.

„Lieber Herr und Heiland, steh mir in Gnaden bei, errette mich aus den Händen des bösen Feindes,“ betete er voll Inbrunst.

Unterdessen hatte sich die schlimme Begebenheit wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt verbreitet, und wie das so zu gehen pflegt, gab es viel Für- und Gegenreden. Die Einwohner teilten sich in zwei Parteien.

Die eine davon trat fest auf Gregors Seite und behauptete: des Meisters bisheriges frommes und unbescholtenes Leben sei wohl der beste Beweis für seine Unschuld. Der Gegenschwur fremder, gottloser Gesellen habe in ihren Augen gar keinen Wert.

Doch die andere Partei zuckte zweifelnd die Achseln und sagte: unmöglich sei nichts auf dieser Welt und schon manch geachteter Mann habe sich hinterher als Heuchler und Betrüger entpuppt.

Mit bitterem Schmerze hörte Meister Gregor diese Rede.

„Herr, streite Du für mich,“ bat er leise. „Du bist ja allezeit meines Herzens Trost und mein Teil gewesen. Ich bin der festen Zuversicht, Du wirst mich auch in dieser Not nicht verlassen.“

Als der traurige Zug nicht mehr weit von seinem Ziele war, kamen unter Jammern und Klagen des Meisters

Ehefrau und Kinder herbeigelaufen und versuchten umsonst den geliebten Gatten und Vater zu befreien.

Dieser mehrte trübe lächelnd ihrem vergeblichen Beginnen und sagte: „Laßt ab, ihr Lieben. Geht ruhig nach Hause und betet und arbeitet. Jeder Untertan muß sich willig den Befehlen fügen. Ich bin aber gewiß, der Herr wird meine Unschuld zur rechten Zeit an das Licht bringen.“

Da küßten Weib und Kind dem Teuren gehorsam die Hände und kehrten weinend in ihre öde Wohnung zurück.

Daheim angelangt, warf sich Frau Anna mit ihren Kindern auf die Kniee und flehte Gott in brünstigem Gebet um die baldige Rettung des Gatten an.

Inzwischen hatten die Gefangenen mit Stockmeister und Büttel das Gefängnis erreicht. Dies Gefängnis aber befand sich damals in dem großen Pulverturme vor dem Kreuztor, wo der ganze Munitionsvorrat der Stadt aufbewahrt wurde. Zur Zeit unserer Geschichte enthielt die Zeugkammer sieben große Tonnen Pulver.

In dieses Gefängnis, den sogenannten Stock, in ein enges, eisenstriges Gemach, wurde nun Gregor mit seinen Anklägern gesteckt.

Stillschweigend und geduldig blieb der Meister auf dem ihm angewiesenen Platz, während die Böhmen sich so wild und ungebärdig anstellten, daß außer dem Stockmeister noch ein Wachtposten im Vorzimmer bleiben mußte. Trotzdem belästigten die unnützen Buben den Schuhmacher derart, daß er sich keinen Rat mehr wußte.

Jörg und Wenzel meinten ja nicht anders, als daß ihnen wegen ihres vor Zeugen geschworenen Eides schon morgen die Freiheit winken müsse. Sie wußten wohl, wie hoch man zu damaliger Zeit einen Eid hielt! Was im Namen Gottes beschworen war, das glaubte jedermann, und darum pochten die frechen Gesellen auf ihren Eid und drangsalirten Gregor mit Spott und gottlosen Reden.

Verschiedenemal verwies ihnen der Stockmeister ihr

ungebührliches Benehmen. Als sie trotzdem nicht hörten, sah er sich genötigt, sie in den Stock zu legen, d. h. ihnen die Füße in einen eigens dazu bestimmten Block zu schließen.

Nun konnten die beiden Unholde dem Meister wenigstens nicht mehr zu nahe kommen; aber ihre bösen Reden wurden womöglich noch ärger. Ob der doch selbst verschuldeten, unbequemen Lage erhoben sie ein gräßlich Fluchen und riefen endlich gar ein um das andere Mal: „Der Teufel solle kommen und sie befreien.“

Ueber diese schreckliche Gotteslästerung entsetzten sich die drei anderen Männer so, daß ihnen ganz unheimlich zu Mute wurde.

Mit strengen Worten verwiesen sie den Bösewichtern ihr gottloses Tun und warnten sie ernstlich, da der Allmächtige solch frevelhaftes Wesen gewiß nicht unbefraft lassen würde.

Doch die verblendeten Gesellen schlugen alle Mahnungen höhnisch lachend in den Wind und fuhren in ihren Spott- und Lästerreden fort.

Gregor gab es nun auf, die Verstockten anderen Sinnes zu machen. Still betend saß er auf seinem Schemel und flehte inbrünstig zu dem treuen Heilande, daß Er seine Unschuld an den Tag bringen und ihn befreien möge.

Dies alles aber trug sich zu am Vormittag des 8. Mai 1547.

Langsam verging den Gefangenen Stunde um Stunde. In der Stadt jedoch herrschte mittlerweile große Aufregung und Beängstigung.

Schon seit Mittag war die Hitze unerträglich und die Luft schwül und drückend geworden, so daß man jeden Augenblick ein schweres Gewitter erwartete. Gegen sechs Uhr abends wurde der Himmel ganz feurig und nach kurzer Zeit zog von drei Seiten ein schreckliches Wetter herauf. Als es zusammenkam und sich entlud, da glaubten die meisten Einwohner, das Ende der Welt sei da und empfahlen ihre Seelen Gott, dem Herrn. Angstvoll sahen sie

die blendenden, feurigen Blitze und hörten das entsetzliche Getöse des Donners. In ununterbrochener Reihenfolge kam Blitz und Schlag, und dazu fehlte ganz und gar der erquickende, lindernde Regen.

In banger Erwartung blickte alles nach dem Pulverturm vor dem Kreuzthore, wo Gregor mit seinen Anklägern saß und endlich auch des schrecklichen Wetters gewahr wurde.

Nach alter, frommer Sitte betete er alsbald mit dem Stockmeister und seinem Gehilfen, während die beiden Böhmen nach wie vor fluchten und lärmten.

Bergebens hat und warnte der Meister die Fürwitzigen: „Liebe Gesellen, bedenket endlich Gottes Zorn. Auch die größte Geduld des Allmächtigen muß einmal aufhören. Darum ändert heizzeiten euren Sinn, bereuet alle Sünden und tut Buße, ehe es zu spät ist.“

Ein Hohngelächter antwortete dem frommen Mann auf seine ernste Mahnung.

„Was kümmern wir uns um Gott und Sein Gericht! Wir wollen herzlich froh sein, wenn der Teufel kommt und uns aus diesem vermaledeiten Stock befreiet.“

Empört wandte sich Gregor ab.

Da, als wenn im letzten Augenblicke der Allmächtige selbst noch die beiden Sünder hätte warnen wollen, geschah mit einemmal ein furchtbarer Donnerschlag. Der Turm erbebte in seinen Grundfesten und von der Straße herauf erscholl das Geschrei, es habe in den Pulverturm eingeschlagen.

Gregor samt dem Stockmeister und Büttel sanken anbetend vor Gottes Allmacht zu Boden und beteten laut, während Jörg und Wenzel gottlos fluchten.

Dem Stockmeister tat es herzlich leid, daß der redliche, fromme Meister in solchem Wetter mit den bösen Buben zusammensitzen und ihre schrecklichen Reden hören mußte.

„Kommt ins Vorzimmer, Meister Gregor, solchen Frevel kann kein Christenmensch auf die Dauer anhören. Die Böhmen müssen rein vom Bösen besessen sein.“

Dankbar kam der Schuhmacher der freundlichen Auf-

forderung nach. Es war ihm feierlich erregt und zugleich unheimlich zu Mute. Er hatte das bestimmte Gefühl, daß Gott sich im Wetter offenbaren und die gottlosen Spötter heimsuchen würde. Wäre er frei gewesen, so hätte ihn keine Macht der Erde länger in der Böhmen Nähe gehalten. Aber so mußte er sich der Ordnung fügen und war schon herzlich froh, daß ihn der mitleidige Stockmeister aus eigener Machtvollkommenheit in sein Vorzimmer holte.

Bittend und betend saßen nun die drei Männer beieinander und erwarteten sehnsüchtig das Ende des schrecklichen Wetters. Aber noch war da draußen keine Veränderung zu ersehen. Nach wie vor leuchteten die Blitze und erbebte der Turm unter den fürchterlichen Donnerschlägen.

Und zum zweitenmal erging Gottes Warnung an die Sünder. Abermals schlug der Blitz mit schrecklichem Getöse in den Turm, ohne zu zünden.

Da hat Gregor den Stockmeister, ihn an einem anderen Ort gefangen zu setzen, denn ihm graute jetzt unbeschreiblich in der Böhmen Nähe. Diese nämlich achteten des Herrn Stimme nicht, sondern forderten mit schrecklichen Lästerungen Gottes Zorn heraus.

Dem Meister aber wurde dabei immer unheimlicher zu Mute, weil ihm bestimmt ahnte, daß der Allmächtige, wenn Er zum drittenmal mit Blitz und Donner käme, Sein Strafgericht an den Spöttern vollziehen würde.

„Gevatter Neumann, bringt mich an einen anderen Ort in Gewahrsam. Ich ertrage es nicht länger, mit den beiden Gotteslästerern zusammen zu sitzen. Ich fürchte, des Allmächtigen Strafe läßt nicht lange auf sich warten.“

Der Stockmeister, ein gottesfürchtiger Mann, der Gregors Gefühle vollkommen teilte, weigerte sich trotzdem anfangs, ihm zu Willen zu sein, da er zweifelhaft war, ob sich solches mit seinem Amtseid vertrüge.

„Liebster Meister, so gern ich möchte, ich darf es nicht tun. Bedenkt doch, wir stehen überall in Gottes Hand.“

„Aber manchmal gibt uns der Herr auch ein Zeichen,

wie wir handeln sollen," drängte der Schuhmacher den Unschlüssigen. „Kommt, kommt, Better Neumann, ehe es zu spät ist. Ich habe die feste Ueberzeugung, es ist des Herrn Wille, daß wir drei so schnell als möglich den Pulverturm verlassen.“

Da weigerte sich der Stodmeister nicht länger, denn das Gewitter wurde immer schlimmer, und er gedachte mit Entsetzen daran, daß sie buchstäblich auf der Pulvertonne saßen.

„So kommt in Gottes Namen.“

Er verschloß und verriegelte sorgfältig das Gefängnis und überließ die Böhmen ihrem Schicksal. Dann machte er sich eiligst mit Gregor und dem Büttel von dannen.

Kaum aber waren die drei Männer in Sicherheit, da war es, als wenn Himmel und Erde untergehen sollten, und mit schauerlichen Donnerschlägen flog der Pulverturm mit den beiden Gotteslästerern in die Luft.

Unmittelbar darauf fiel ein wolkenbruchartiger Regen, der auf der Stelle die der Stadt drohende Feuergefähr beseitigte, so daß niemand weiter Schaden geschah.

Es war, als hätte der Allmächtige zeigen wollen, daß Er nur um der beiden Frevler willen das Gewitter hätte heraufkommen lassen; gleichsam um Sein heiliges Wort: „Irrt euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten," aufs neue zu bekräftigen, allem Volk zur Lehre und Warnung.

Als nun der letzte große Schlag geschah, stürzten die Einwohner alle voll Angst und Entsetzen aus ihren Häusern, um die Verheerung zu sehen, die der Blitz angerichtet.

„Großer Gott, der Pulverturm ist in die Luft geflogen! Ach, das Unglück! Der arme Meister Gregor! Was werden die Seinen sagen!“ So schwirrten alsbald die Klagen durcheinander, und überall war Klagen über das schreckliche Ende des guten Meisters.

Wer beschreibt Frau Annas Entsetzen, als sie die Hiobspost vernahm! Mit einem Wehelaut brach sie inmitten ihrer weinenden Kinderschar zusammen.

„Gott, mein Gott, ist es denn möglich, daß Du den Gerechten also jämmerlich mit den Uebeltätern zu Grunde gehen lässest? O, erbarme Dich mein! Laß mich nicht an Deiner Güte und Treue zweifeln!“

Die Trauernde hatte nicht gehört, daß sich hinter ihr die Thür öffnete und die hohe Gestalt des Meisters über die Schwelle trat; jetzt aber fühlte sie sich von starken Armen gehalten, und die geliebte, tränenerstickte Stimme ihres Mannes rief: „Nein, Anna, zweifle niemals an Gottes Güte und Gerechtigkeit. Unser Herr und Heiland verläßt die Seinen nicht. Er ist unser Helfer in allen Nöten. Er ist der Herr, Herr, der uns vom Tode errettet. Daß Er noch heute Wunder tun kann, das hat Er eben an mir bewiesen. Komm, laß uns Ihm für Seine Hilfe danken.“

Noch weinend lag Frau Anna in des Geretteten Armen und konnte es nicht fassen, daß sie ihren Mann unverletzt wieder hatte.

Erst die jubelnden Kinder, die stürmisch den verloren geglaubten Vater liebkosten, brachten sie zum vollen Bewußtsein ihres Glückes. Da ward ihre Klage verwandelt in einen Reigen, und heiße Dankgebete stiegen aus den freudig bewegten Herzen der Wiedervereinigten gen Himmel.

Nachher erzählte Gregor den Seinen die ganze wunderbare Begebenheit. „Ich bin gewiß,“ schloß er endlich, „der Herr, der mich so herrlich errettet hat, der wird auch meine Unschuld an dem Fehldiebstahl ans Licht bringen. Noch bin ich natürlich nicht frei, sondern nur die Güte des Gerichts-Assessors hat mir gestattet, vorläufig heimzukehren. Der Stockmeister hatte ihm selbstverständlich sofort von dem Geschehenen Meldung gemacht, und da ließ mir der erschütterte Mann sagen, daß, wo mich Gott selber so wunderbar befreit habe, er mich auch nicht länger behalten wolle. Ich solle in Frieden heimkehren und dort meine Berufung vor Gericht erwarten.“

„Das ließ ich mir natürlich nicht zweimal sagen.“

Dankbaren Herzens eilte ich nach Hause und kam gerade recht, um dich, meine Anna, aus großer Angst zu erretten.

„Ach, meine Lieben, laßt uns niemals den heutigen Tag und Gottes Güte vergessen. Laßt uns stets daran gedenken, was der Herr Großes an uns getan hat!

„Ihr seid alt genug, meine Kinder, um die ernste Lehre und Warnung zu verstehen, die diese wunderbare Begebenheit einem jeden zuruft: ‚Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!‘ Das ist die Mahnung, die ihr alle wohl beherzigen möget.“

Auf der Unglücksstätte begannen unterdessen die Freunde Gregors nach den Ueberresten des Verunglückten zu suchen, und manch gutes Wort wurde dem Meister nachgerufen. Aufrichtig beklagten viele, den redlichen Mann durch ihr Mißtrauen gekränkt zu haben.

Traurig grub und schaufelte man in den Trümmern des Pulverturmes herum.

Doch siehe, da kam mit einemmal der Stockmeister herbeigeeilt und erzählte der staunenden, freudig erregten Menge von der wunderbaren Rettung des frommen Meisters und dem schrecklichen Tode der Gottlosen.

Da gab es viel Bewundern und Jubel! Manch herzlich Dankgebet wurde gesprochen, und manch einer bewegte in seiner Seele die ernstesten Worte: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten.“

Am anderen Tage wurde Meister Gregor mit den Seinen vor den Rat gefordert.

Herr Schickfuß, der Burgemeister, war inzwischen heimgekehrt und hatte mit Staunen die merkwürdige Begebenheit gehört. Er ordnete alsbald eine Ratsitzung an, auf daß Gregor sich vor aller Welt rechtfertigen könne.

Im Vertrauen auf die wunderbare Hilfe des Herrn trat der Schuhmacher mit den Seinen vor Gericht. Noch lag ein undurchdringliches Dunkel über dem Diebstahl und den Tätern, und die Freunde des Meisters waren

in großer Sorge, ob es ihm auch gelingen würde, seine Unschuld zu beweisen.

Gregor selber aber war ganz freudig und getrost. Er zweifelte keinen Augenblick an Gottes Hilfe.

Als ihn der Burgemeister freundlich wegen der schlimmen Angelegenheit befragte, da sagte er fest und ruhig:

„Gott, der mich gestern so merkwürdig und gnädig vom Tode errettet hat, Gott, der Allmächtige, weiß, daß ich an dem mir zu Last gelegten Verbrechen unschuldig bin. Er wird auch meine Unschuld an das Licht bringen. Ich selbst kann nichts dazu tun. Ich habe keinerlei Beweise, daß die Anklage meiner gewesenen Gesellen nichts als böswillige Verleumdung ist.“

Als der redliche Meister schwieg, entstand große Bewegung unter allen Anwesenden.

Der Burgemeister ergriff des Angeklagten Hand und sagte gerührt und herzlich:

„Liebster Meister Gregor, bleibet immer bei diesem Glauben! Ja, der Herr, dem Ihr so fest vertrauet, der Euch so wunderbar gerettet hat, der läßt Euch nicht zuschanden werden! Eure Unschuld ist bereits erwiesen!

„Dort steht der Schuldige!

„Tretet hervor, Schmal, und erzählt noch einmal vor diesen versammelten Zeugen, was Ihr mir heut früh in großer Gewissensangst gestanden habt.“

Unter Weinen und Händeringen erhob sich ein schwächling Männlein, der Pantoffelmacher Schmal aus der Kreuzgasse, vor der Anklagebank und begann unter viel Seufzen folgendes Geständnis:

„In einer dunklen Märznacht, vor nun mehr denn acht Wochen, kamen die beiden böhmischen Schuhknechte des Schuhmachermeisters Gregor in meine Wohnung und zwangen mich unter schrecklichen Bedrohungen, ihnen einen großen Posten schöner Kalbfelle für wenig Geld abzukaufen.

„Lange Zeit und mit allen Kräften wehrte ich mich, in diese Sünde zu willigen und ein Diebshehler zu werden. Doch als Jörg mich würgte, bis mir der Atem verging,

war ich endlich den Bösewichtern zu Willen und nahm ihnen in großer Angst die Häute ab.

„Und zum andern und zum drittenmal kamen die gottlosen Gesellen wieder und führten mich armen Kerl in schwere Sünde.

„Zulezt mußte ich mit einem gräßlichen Eide schwören, niemals jemand von dieser Angelegenheit ein Wort zu sagen. Darob geriet ich in große Gewissensangst und meine guten Tage waren zu Ende. Trotzdem wagte ich nicht, Anzeige von dem Geschehenen zu machen, denn mein Eid und die Furcht vor den Böhmen band meine Zunge.

„Als nun aber gestern vormittag der redliche Meister Gregor von den Schandbuben dieses Diebstahls bezichtigt und darob gar in den Stock geführt wurde, geriet ich in schreckliche Angst und Gewissensnot und war drauf und dran, alles zu gestehen. Doch da fiel mir wieder der unselige Eid ein, und ich meinte ganz und gar verloren zu sein, wenn ich außer dem Diebstahl auch noch einen Eidbruch auf mich lüde.

„Ach Gott, ihr Herren, was habe ich ausgestanden! Mein wenig Hab und Gut hätte ich hingegeben, wenn ich dadurch meinem Gewissen hätte Ruhe schaffen können. Tausendmal bedauerte ich, daß ich mich nicht lieber hatte erwürgen lassen, ehe ich zum Fehler und Lügner wurde.

„Da, endlich zeigte mir Gott selber den rechten Weg.

„Als ich vom Stockmeister erfuhr, wie schrecklich die beiden Verleumder und Spötter bestraft worden seien, da überkam mich große Angst und zugleich große Freude. Ich wußte nun mit einemmal, daß ich auf diese Weise meines Eides los und ledig geworden sei, und nun ohne Rücksicht auf harte Strafe, der Wahrheit die Ehre geben müsse.

„Zum Zeichen aber, daß sich alles so verhält, wie ich jetzt ausgesagt habe, schickt nach meinem Hause, allwo ihr die Häute in der Werkstatt unverfehrt finden werdet. Ich habe mich gescheut, sie zu verarbeiten.

„Zum Schluß bitte ich Meister Gregor von Herzen um Verzeihung und flehe bei einem wohlweisen Rat um gnädige

Strafe, sintemal mich die Böhmen durch arge Bedrohung zur Hehlerei gezwungen haben.“

Seufzend und weinend kehrte Schmal auf seinen Platz zurück, während Freunde und Bekannte den glücklichen Gregor umringten.

Der Burgemeister und alle Ratmänner schüttelten dem frommen Meister die Hände und wünschten ihm Glück zu seiner Errettung.

„Geht in Frieden heim, lieber Gregor, und dankt dem Herrn, dessen Finger Ihr zum zweitenmal gespüret,“ sagte voll Herzlichkeit Schicksfuß.

Gregor nickte mit überströmenden Augen.

„Lobe den Herrn, meine Seele,“ flüsterte er inbrünstig und schloß Weib und Kinder in seine Arme.

Unter Lob und Dank kehrte er mit den Seinen gerechtfertigt nach Hause zurück.

„Wahrlich, es gibt einen Gott, einen gerechten, lebendigen Gott. Er hört, was die Gottesfürchtigen begehren, Er höret ihr Schreien und hilft ihnen aus.“

4.

Gottes Wege.

Gott sei Dank, endlich ein Brief! Endlich, endlich die ersehnte Entscheidung!

Ich war die Treppe hinunter und dem Briefträger entgegengeseilt. Jetzt stieg ich langsam, zögernd fast, zu meinem Stübchen hinauf. Was barg der kleine, dünne Briefumschlag in meiner Hand? Brachte er wirklich das ersehnte „Ja“, und wenn nicht — was dann?

Oben fand ich Martha mit ihrer Puppe beschäftigt und schickte sie auf den Hof. Ich mußte allein sein. Dann öffnete ich langsam den Brief und las:

„Geehrtes Fräulein!

In Erwiderung Ihres Schreibens vom 9. dieses Monats teile ich Ihnen mit, daß eine Stelle in unserem Waisenhaus frei und dem sofortigen Eintritt Ihres Schüglings nichts entgegensteht. Auf speziellen Wunsch der Protektorin unserer Anstalt möchte ich Sie bitten, das Kind persönlich und zwar am 30. dieses Monats uns zuzuführen, da sie diesen Tag stets in unserem Hause zu verleben pflegt.“

Das Blatt sank in meinen Schoß. Ich faltete unwillkürlich die Hände. Gott sei Dank, der mir einen Ausweg gezeigt in meiner Not! Nun brauchte ich das einzige Kind meiner geliebten Freundin nicht schutz- und heimatlos zurückzulassen, wenn meine Pflicht mich in die Ferne rief.

Acht Jahre waren vergangen, seit ich die strahlend glückliche Braut an ihrem Ehrentage schmücken half. Zwei Jahre später traf ich sie wieder im Witwenschleier. Ach, daß sein Tod das erste Leid gewesen, das er ihr bereitet! Mit Aufbietung aller ihrer Kräfte versuchte die völlig mittellos Zurückgebliebene sich und ihr Kind ohne fremde Hilfe zu erhalten, doch ihr schwacher Körper erlag dieser Anstrengung. Ich hatte an ihrem Grabe gestanden und das teure Vermächtnis der Sterbenden, ihr Kind, mit heimgebracht. O, daß ich es hätte behalten und hegen und pflegen dürfen mit der Liebe, die mein Herz ihm so warm entgegenbrachte. Jetzt zum erstenmal empfand ich, was es heißt, ein armes Mädchen zu sein, gezwungen, in fremden Häusern sein Brot zu verdienen. In vier Wochen mußte ich als Erzieherin nach Amerika gehen. Was sollte dann aus Martha werden? Da hörte ich von einem Waisenhaus, das eine edle Frau in der Nähe von Lyon für Mädchen aus höheren Ständen gestiftet. Ich wandte mich sofort an die Vorsteherin, und die Antwort auf mein Gesuch war es, was mich mit so überströmendem Dank erfüllte.

Draußen spielte Martha mit der glückseligen Unbefangenheit eines Kindes, und ihr lichtiges Goldhaar fiel in

reichen Wellen auf ihr schwarzes Trauerkleid hinab, dessen tief einschneidende Bedeutung sie nicht einmal ahnte. Doch dem Herrn sei Dank, ich hatte den Hafen gefunden, der meinen Liebling vor den Stürmen des Lebens sicher bergen sollte.

Es war am Nachmittage des 30. März, als ich mit hochklopfendem Herzen in dem Vorzimmer des Waisenhauses stand und auf die Rückkehr des Mädchens wartete, das unsere Ankunft der Stifterin der Anstalt, Gräfin S., gemeldet hatte.

„Bitte, treten Sie näher,“ sagte sie, die Thür öffnend, „die Frau Gräfin erwartet Sie.“

Ich trat ein. Es war ein kleines, viereckiges Gemach, das durch die dunklen Tapeten etwas ungemein Anheimelndes erhielt. In einer der tiefen Fensterbrüstungen saß eine alte Dame im schlichten, schwarzen Seidenkleid.

Die Gräfin begrüßte uns mit herzgewinnender Freundlichkeit. „Und ist das also das Schäflein, das Sie unserer Herde zuführen wollen?“ fragte sie dann. „Komm doch einmal her, liebes Kind.“

Martha näherte sich ohne Scheu. Die Greisin schlang ihren Arm um sie und sah ihr lange und forschend ins Gesicht. „Sie sieht ihr nicht ähnlich, sie hat nicht ihre schönen, blauen Augen,“ murmelte sie. Dann wandte sie sich beinahe hastig an mich: „War ihr Vater ein Deutscher?“

„Ja, oder er stammte wenigstens aus Deutschland,“ erwiderte ich überrascht. „Seine Eltern waren im Jahre 48 nach Paris übergesiedelt. Dort wurde Marthas Vater geboren, ein reichbegabter, lebenswürdiger Mensch, — doch davon sage ich ihnen später. Von ihm hat Martha die blonden Haare. Die dunklen Augen hat sie von der Mutter geerbt.“

„Und wissen Sie, wo die Familie des Vaters lebte, ehe sie nach Paris zog?“

„Zulezt in Köln. Früher sollen sie in der Nähe von Koblenz ein großes Gut besessen haben.“

Die alte Dame hatte mit gespannter Aufmerksamkeit

zugehört. Jetzt zog sie meinen Liebling mit fast leidenschaftlicher Zärtlichkeit in ihre Arme.

„O, ich hab's gewußt, sobald ich den Namen las, sie mußte es sein. Gott sei Dank, der mir dies Kind gerade zuführt, daß ich an ihm, wenn auch nur im Kleinsten, wieder gut machen kann, was ich seiner Familie verdanke. Bitte, erzählen Sie mir mehr von ihren Eltern.“

„Darf Martha vielleicht hinuntergehen und mit den anderen Kindern spielen?“ fragte ich.

Sie verstand meinen Blick, und Martha eilte, froh der erhaltenen Erlaubnis, zu ihren nunmehrigen Gefährtinnen hinunter, deren Spiel sie schon längst mit sehnsüchtigen Blicken durch das Fenster beobachtet hatte.

In tiefer Bewegung hörte mir die Gräfin zu, während ich ihr nun von den traurigen Schicksalen meiner Freundin erzählte.

„Und ist dies Kind wirklich das letzte Glied jener Familie? Hat es keine anderen Verwandten, auch nicht in Deutschland?“

Ich konnte ihr keine Auskunft darüber geben.

„Mein Gott, mein Gott,“ rief sie leise, „wie sind doch Deine Wege und Führungen so wunderbar! Wer will sie verstehen?“

Und ihre feinen Hände falteten sich in stillem Gebet, während ihre Augen mit jenem eigentümlich starren Ausdruck vor sich hinblickten, dem man es anmerkt, daß er über die ihn umgebenden Gegenstände hinweg in ferne, längst vergangene Zeiten schaut. Es war so still in dem kleinen Zimmer, durch das meine Blicke unwillkürlich musternd glitten. Da wurden sie durch ein Bild gefesselt, das in reichvergoldetem Rahmen über dem Sofa hing. Es stellte ein kleines Mädchen von etwa drei Jahren vor, das auf einem rotgepolsterten Lehnstuhl mit altertümlicher Holzschnitzerei saß. Das Gesichtchen, dem der halb zärtliche, halb trockige Ausdruck einen besonderen Reiz verlieh, war etwas zur Seite geneigt, während die vollen Kinderärmchen den Hals einer schönen, weißen Angorafazze umfingen.

Ich saß wie im Traum. War das nicht dasselbe Tier, das jetzt eben den klugen Kopf an die Hand seiner Herrin schmiegte? Dieselben seltsamen Verschnörkelungen an dem Rücken des geradlehnigen Polsterstuhls? Meine geschäftige Phantasie mühte sich, den Zusammenhang zwischen beiden aufzufinden, als die Stimme der Gräfin mich in meinem Sinnen unterbrach.

„Nicht wahr, liebes Fräulein,“ sagte sie lächelnd, „Sie glauben es auch nicht, daß die alte Frau neben Ihnen einmal solch sorgloses, glückliches, eigensinniges Geschöpfchen gewesen? Ist freilich lange her, und der Herr hat mich seitdem wunderbarlich geführt. Ohne das Bild, wer weiß, wo ich heute mein einsam freudlos Dasein führte, wenn ich's überhaupt so lange ertragen. Darum ist mir dies Bild stets die ergreifendste Predigt von Gottes Weisheit und Barmherzigkeit gewesen, und der heutige Tag gibt ihr noch einen besonderen Nachdruck. Sie sehen mich fragend an, liebes Kind? Ich glaube wohl, daß ich in Rätseln zu Ihnen spreche. Aber ich will Ihnen die Geschichte erzählen und damit zugleich die Antwort geben, warum Martha mir mehr als nur ein Zögling meiner Anstalt werden muß. Wollen Sie hören?“

„O, von Herzen gern, wenn es Sie nicht ermüdet!“

„Ermüden? Nein, gewiß nicht, denn so oft ich die alte Geschichte erzähle, wird mein Herz voll Lob und Dank gegen Gott.“

Sie reichte mir dabei freundlich die Hand. Dann begann sie:

„Mein Vater gehörte einem alten Adelsgeschlechte an, das seines evangelischen Glaubens willen sich vom Hofe fern hielt und in ländlicher Zurückgezogenheit lebte. Aber auch dort wurden sie von den hochgehenden Wogen der Revolution erreicht, die meinen Vater ins Ausland trieb. Im Jahre 1814 kehrte er zurück und vermählte sich ziemlich spät mit meiner Mutter, nachdem er sich dicht bei Lyon eine neue Besizung gekauft. Ich war das einzige Kind, das Gott ihnen schenkte. Wohl mag es meinem Vater eine

bittere Enttäuschung gewesen sein, als man ihm statt des ersehnten Erben ein kleines, weinendes Mädchen brachte, doch, Gott lohne es ihm, er hat es mich nie entgelten lassen. Im Gegenteile, all die Liebe und Sorgfalt, mit der zärtliche Eltern das Leben eines einzigen, geliebten Kindes schmücken können, ward mir in reichem Maße zuteil, und ich war schon im zweiten Jahre klug genug, um zu merken, daß mein Wille eigentlich der entscheidende im Hause sei. Eines Tages brachte mir mein Vater von einer Ausstellung, die er besucht, ein kleines, schneeweißes Angorafäkchen mit nach Hause. Das niedliche Tier, das ich nach einer jungen Engländerin, die längere Zeit in unserem Hause lebte, Nelly hieß, ward bald mein erklärter Liebling. Jede Mahlzeit teilte ich mit ihm, und wenn ich schlief, mußte Nelly auf weiche, rote Kissen gebettet, neben meinem Himmelbettchen liegen.

Ich mochte etwa vier Jahre alt sein, als mein Vater einen damals vielgenannten Porträtmaler aufforderte, mich zu malen. Man hatte mich zu dem Zwecke in einem weißen Kleidchen auf einen unserer hohen Lehnstühle gesetzt und einen ganzen Korb voll Blumen um mich ausgeschüttet. Ich aber stieß die Blumen von mir und rief Nelly, die auch sofort herbeikam und auf meinen Schoß sprang. Mein Vater wollte sie herunternehmen, ich aber schlang meine Arme in leidenschaftlichem Troß um meinen Liebling und wollte ihn nicht loslassen. Vielleicht hätte ich in diesem einen Fall doch meinen Willen nicht durchgesetzt, wenn nicht der Maler selbst auf meine Seite getreten wäre.

„Aber lassen Sie doch das Kind, Herr Graf,“ rief er, ihn ein paar Schritte zurückziehend. „Es ist ja gut so. Können Sie sich ein reizenderes Bildchen denken?“ Von da an ging alles vortrefflich. Ich durfte jedesmal meine geliebte Nelly mit auf den Stuhl nehmen und saß zum Entzücken des Malers mucksmäuschenstill, denn ich bildete mir nicht wenig darauf ein, Nelly festhalten zu müssen, während sie gemalt wurde. Kurz, das Bild war zu

allseitiger Zufriedenheit vollendet. Doch hatte sich's der Maler nicht nehmen lassen, den ersten trozigen Ausdruck meines Gesichtes wenigstens anzudeuten.

„Einige Monate mochten seit Vollendung des Bildes vergangen sein, als ich eines Abends meinen Liebling vermißte. Die ganze Dienerschaft wurde in Bewegung gesetzt, Haus und Garten durchsucht, umsonst, nirgends auch nur eine Spur der Verlorenen. Auch die hohe Belohnung, die mein Vater dem Wiederbringer verheiß, blieb ohne Erfolg. Ich benahm mich so recht wie ein eigenfinniges, verzogenes Kind und wollte mich weder durch Liebkosungen meiner Eltern noch durch die schönsten Spielsachen, die sie mir schenkten, über meinen verlorenen Liebling trösten lassen. Zuletzt kam meine Mutter auf den Gedanken, um mich zu zerstreuen und von meinem Kummer abzulenken, eine oft wiederholte Einladung anzunehmen und mit mir zu einer entfernten Verwandten nach N. zu reisen. Wir waren noch nicht lange dort, als meine Mutter gefährlich erkrankte. Der Arzt verlangte vor allem vollständige Ruhe. So blieb ich mehr als sonst meiner Wärterin überlassen, die oft weite Spaziergänge mit mir unternahm. Eines Tages war sie mit mir in die Stadt gegangen, um einige Einkäufe zu besorgen. Es mochte wohl Jahrmarkt sein, denn ich entsinne mich dunkel, daß ein ungewöhnliches Leben in den Straßen war. Namentlich drängte alles nach dem Markt, wo in einigen Buden allerlei Kunststücke gezeigt wurden. Meine Wärterin, neugierig wie die meisten Leute, trat auch heran und achtete nicht darauf, daß ich in dem Getümmel von ihrer Hand gerissen wurde. Was von da an mit mir geschah, ist mir nicht klar erinnerlich. Nur, daß ich von dem Menschenstrom zu einer anderen Bude mit fortgeführt ward und dort unter mehreren bunt aufgeputzten Hunden und Affen Nelly, meine Nelly erblickte. Wer beschreibt mein Entzücken! Mit einem Freudenschrei stürzte ich mich vorwärts, meinen wiedergefundenen Liebling zu umarmen. Da fühlte ich mich bei der Hand gefaßt. Eine

dunkeläugige Frau mit seltsamem Kopfsputz bog sich zu mir herab.

„Ist das dein Käzchen, mein Kind? Das arme Tier wurde neulich mit gebrochener Pfote und halb verhungert zu uns gebracht, aber wir haben es gut gepflegt. Komm herein, mein Herzchen, ich will dir dein Käzchen wiedergeben.“

„Die Sehnsucht nach meinem Liebling ließ mich alle Scheu vergessen. Ich nahm ihre Hand und ging mit ihr. Ich kann mich auf alle Einzelheiten jenes verhängnisvollen Tages nicht mehr besinnen. Nur wie im Traume sehe ich mich in einem engen Raum hinter einem Vorhang auf der Erde kauern, während ein paar seltsam aufgeputzte Kinder mich neugierig umstanden. Die Frau hatte mir mein Käzchen gebracht, und ich vergaß alles andere über der Wonne, das geliebte Tier streicheln und mit den süßesten Schmeichelnamen überhäufen zu können. Wie würde sich Mama freuen, wenn ich Nelly mit nach Hause brachte. Ich mußte gleich zu ihr. Ich verlangte nach meiner Wärterin, niemand wußte etwas von ihr. Zuletzt fing ich an zu weinen. Die Frau redete mir gut zu und gab mir zu trinken. Dann schlief ich ein.“

„Ich muß lange, sehr lange geschlafen haben. Als ich aufwachte, war es ganz finster um mich. War denn das Nachtlicht ausgegangen? Zugleich hörte ich ein eigentümlich klapperndes Geräusch und hatte das Gefühl, als ob die ganze Stube sich mit mir fortbewegte. Dazu war mein Bett so hart, so ganz anders als sonst. Eine plötzliche Angst ergriff mich. Ich rief nach der Wärterin. Keine Antwort. Ich richtete mich auf und fühlte nach ihrem Bette, das dicht neben dem meinen stand. Aber wer beschreibt mein Entsetzen, als meine Hand statt dessen eine kalte, nasse Leinwand streifte. Erschrocken und noch halb im Schlaf fing ich an laut zu schreien. Da war auf einmal jemand neben mir. Ich konnte ihn nicht sehen, aber ich hörte, wie er mir leise zuredete, ich solle ganz still sein und keinen Laut mehr von mir geben. Die fremde Stimme steigerte meine Angst, ich schrie nur um so lauter. Da

regte sich's vor mir im Dunkel, eine laute, zornige Männerstimme wurde vernehmbar und im nächsten Augenblick flammte ein greller Lichtschein auf. Vor mir stand ein schwarzbärtiger Mann, eine kurze Lederpeitsche in der Hand, die er mit drohender Gebärde gegen mich schwang, während er mir ein paar unverständliche Worte zurief. Was das Zureden der Frau nicht vermochte, bewirkte jetzt das lähmende Entsetzen. Ich war plötzlich still und verkroch mich lautlos, an allen Gliedern zitternd, unter meine Decke. Der Mann lachte kurz auf und wandte sich um. Das Licht erlosch, und es ward wieder still und dunkel um mich her. Da lag ich denn mit weit offenen Augen und zermartete mein kleines Hirn mit tausend banger Fragen. Wo war ich denn? Wer war der böse Mann mit der Peitsche? Und warum brachten sie mich nicht zurück zu meiner Mama? Mein liebes Fräulein, ich war damals noch solch ein kleines Kind, aber mir ist's, als könnte ich es noch heut' nachfühlen, das unaussprechliche Elend in jener ersten Nacht! Da fühlte ich etwas Weiches, Warmes auf meiner Brust, es schmiegte sich an meinen Hals, und zugleich drang ein leiser, wohlbekannter Ton an mein Ohr.

„Nelly, meine Nelly!“

„Ich schlang meine Arme um das geliebte Tier und vergrub mein Gesicht in seinen Pelz.

„Ach, meine arme, arme, kleine Nelly! Wenn wir beide doch erst wieder zu Haus, bei meiner lieben Mama wären!“

„Da löste sich der Krampf. Ich fing an zu weinen, leise, ganz leise, damit es der böse Mann nicht hörte und weinte mich in Schlaf.

„Sie hatten mir meine schönen Kleider fortgenommen und meine Korallenkette, auf die ich so stolz war. Möglich auch, daß dieser kostbare Schmuck den ersten Anlaß zu ihrem Verbrechen gab. Mir kommt es indes nach allem wahrscheinlicher vor, daß sie schon früher ein Auge auf mich geworfen hatten und, hätten sie eine Gelegenheit ge-

funden, es gern schon damals versucht hätten, mich mit Nelly zugleich in ihre Gewalt zu bekommen. Denn ich war ein sehr schönes Kind. Wenigstens sagten es alle Leute. Ich bin indes überzeugt, daß die Frau, auch als sie mich so unerwartet wieder sah, zunächst die Absicht hatte, mich meinen Eltern wiederzubringen, und daß sie nur ungern sich dem Willen ihres Mannes fügte. Sie war auch immer gut zu mir und gab mir, wie in jener ersten Nacht, so oft sie konnte, Gelegenheit, mit meiner Nelly zu spielen. Das arme Tier mußte sonst immer in einem kleinen Käfig sitzen.

„Wir fuhren anfangs sehr schnell, Tag und Nacht, und ich durfte nicht aus meinem Winkel heraus. Jedenfalls lag ihnen daran, möglichst bald die nahe Grenze zu erreichen, obwohl der Umstand, daß sie ihre Abreise ohnehin auf jenen Abend festgesetzt hatten, für sie günstig war. Sobald sie sich außer Gefahr fühlten, begannen meine Studien. Ich sollte wie die anderen Kinder auch allerlei kleine Kunststücke lernen. Sei es nun, daß ich mich zuerst dabei ungeschickt angestellt, sei es, daß ich trotzig die Wiederholung verweigert, kurz, die gefürchtete Peitsche sauste mit grausamem Hiebe auf meine Schulter nieder. Es war der erste Schlag, den ich in meinem Leben erhielt und ich werde nie den Eindruck vergessen, den er auf mich machte. Wie eine verwundete Gemse auf den Jäger, so stürzte ich mich auf meinen Peiniger, entsetzt und gereizt zugleich, und indem ich meine kleinen Zähne so tief ich konnte in seine Hand drückte, suchte ich ihm die Peitsche zu entreißen. Nun, der ungleiche Kampf konnte nur einen Ausgang haben. Stöhnend vor Schmerz, an Leib und Seele zer schlagen, lag ich bald darauf auf meinem elenden Lager und habe dem furchtbaren Manne nie wieder zu trotzen gewagt. Wohl hab' ich auch später oft die grausame Peitsche gefühlt, doch nie wieder wie jenes erstemal. Und ich war solch ein kleines, kleines Kind, verwöhnt und verhättschelt von zärtlichster Elternliebe.“

Die Greisin schwieg einen Augenblick, überwältigt von

der Fülle der Gedanken, die durch diese Erinnerung in ihr geweckt wurden. Dann fuhr sie fort:

„Nachdem mein Troß gebrochen, schritten meine Studien rasch vorwärts. Ich war von Natur behend und gelenkig und konnte bald an unseren kleinen Aufführungen teilnehmen. Es waren noch vier ältere Kinder da, von denen ich nicht recht weiß, in welchem Verhältnis sie zu ihren sogenannten Eltern standen. Ich selbst konnte mich nie entschließen, ihnen den Vater- und Mutternamen zu geben, und sie waren menschlich genug, dies nicht mit Gewalt zu erzwingen. Außer uns Kindern bestand ihre kleine Truppe aus drei oder vier dressierten Hunden und aus Nelly, die mit unsäglicher Mühe und nach vielen Stößen es gelernt hatte, als feine Dame angepuzt aufrecht und gravitatisch in einem kleinen Lehnstuhl zu sitzen. Ich spielte bald eine hervorragende Rolle bei unseren Vorstellungen. Man klatschte mir Beifall, und wenn ich, wie dies gewöhnlich geschah, mit einem Tellerchen ausgesandt wurde, das Geld einzusammeln, trug ich außer reichem Ertrage meist noch allerlei Mäscherei für mich davon.

„Aber trotz dieser gelegentlichen Sonnenblicke und trotzdem meine Behandlung in dem Grade freundlicher wurde, als ich mich meinen Entführern nützlich erwies, konnte ich mich an dies Leben nicht gewöhnen. Namentlich gegen Kupko, so hieß der Mann, bewahrte ich seit jener ersten Mißhandlung eine tiefe Abneigung, ja ich empfand eine Art körperlichen Unbehagens in seiner Nähe. Auch von den anderen Kindern schloß ich mich so viel wie möglich ab und machte Nelly allein zur Genossin meiner Freuden und Leiden. Dadurch reizte ich sie allerdings zu Neckereien und boshaftem Schabernack, worunter ich viel zu leiden hatte. Aber ich danke meinem Gott noch heute auf den Knien dafür, daß Er dieses Mißtrauen, diese instinktive Scheu damals in mein Kinderherz eingepflanzt und mich dadurch bewahrt hat, in die Noheit und Gemeinheit meiner Umgebung zu versinken.

„Wohin wir uns zunächst gewandt und welche Orte

wir später berührt, vermag ich nicht zu sagen. Soweit ich mich entsinne, sind wir die ersten zwei bis drei Jahre in Italien herumgezogen, überall in den kleineren Orten uns aufhaltend, um unsere Vorstellungen zu geben, zu denen gewöhnlich eine große Menschenmenge herbeilief, die mit lebhaften Beifallsrufen und Gestikulationen unsere Kunststücke begleitete. Später wandten wir uns nach Tyrol und Oesterreich und zogen dann die Donau hinauf nach Westen. Als wir den Rhein erreichten, war die Weinlese eben vorüber und jedermann über ihren Ausfall hoch erfreut. So nahm man uns gut auf und sorgte nicht mit den Pfennigen und Kreuzern. Ich war damals acht bis neun Jahre alt und sprach ein seltsames Gemisch von Französisch und Italienisch, dem sich in letzter Zeit auch einige deutsche Brocken beizumischen begannen. Mir war es nicht entgangen, daß der Beifall mir karglicher zuströmen begann, und erst kürzlich hatte ich Kupfo sagen hören, daß es Zeit werde, sich nach einem jüngeren Kinde umzusehen und eines der älteren los zu werden. Aber ich hatte keine Zeit, über beides nachzudenken. Meine ganze Seele war mit dem Geschick meiner geliebten Nelly beschäftigt. Das arme Tier war seit einigen Tagen krank und nicht im stande gewesen, an unseren Aufführungen teilzunehmen. Doch pflegte ich sie mit hingebender Liebe und hoffte zuversichtlich auf ihre Besserung. Wer beschreibt daher meinen Schreck, als ich, im Begriff einzuschlafen, eines Abends hörte, wie der Führer unserer Truppe zu seiner Frau sagte: ‚Entweder besorgst du morgen das Gift, oder ich binde dem unnützen Vieh einen Stein um den Hals und ersäuse es im Rhein. Ich dünkte, wir hätten genug zu tun, all die Mäuler satt zu machen und nicht nötig, uns mit einer alten, franken Kaze herumzuschleppen.‘

„Mir war zu Mut, als ob das Blut in meinem Herzen erstarrte bei diesen Worten. Nelly, meine geliebte Nelly ersäuft oder vergiftet? Nein und koste es mein eigenes Leben, das konnte, das durfte ich nicht zugeben. Ich richtete mich auf, um ja nicht einzuschlummern und lauschte

mit verhaltenem Atem, bis das vielstimmige Schnarchen meiner Genossen mir verriet, daß alles um mich her im tiefsten Schlafe lag. Dann stand ich leise auf. Ich wußte genau die Stelle des Wagens, wo Nellys Käfig stand. Mit hebendem Finger schob ich den Kiegel zurück, nahm die Kaze, nachdem ich sie durch zärtliches Streicheln beruhigt, auf meinen Arm und suchte den Ausgang zu gewinnen. Ich mußte mit meiner geliebten Last dicht an dem Lager ihres Todfeindes vorbei, ja dasselbe fast überschreiten. Mein Herz klopfte in banger Furcht. Aber Gott war mir gnädig; Seine Stunde, mich zu retten, war gekommen. Niemand hörte das Rascheln des Strohs unter meinen Füßen, niemand spürte die Bewegung des Rades, das, als ich beim Hinabspringen darauf trat, sich einen Augenblick leise knarrend bewegte. Und da stand ich nun draußen und atmete erleichtert auf in der kühlen, klaren Nachtlust. Dann eilte ich, so schnell mich meine Füße tragen konnten, feldein. — Wir waren erst den Abend zuvor an diesen Ort gekommen. Ich kannte weder Weg noch Steg, hätte sie auch bei dem unsicheren Mondschein kaum wieder erkannt. Aber das Wohin galt mir ja gleich, wenn nur jeder Schritt mich weiter forttrug aus der Gewalt meiner Peiniger. Der Morgen graute schon, als ich endlich am Rande eines Waldes zusammenbrach und vor Erschöpfung einschlief.

„Dort fand mich der Förster und nahm mich mit nach Hause. Seine Frau machte zwar große Augen, als ihr Mann ihr das blasse, zerlumpte Kind heimbrachte, das kein Wort Deutsch verstand und mit tausend Tränen und unter den flehentlichsten Gebärden nur immer das franke Mädchen an sich drückte und sobald ein Geräusch sich draußen hören ließ, entsetzt und zitternd mit ihm in den fernsten Winkel flüchtete. Aber sie gab mir Brot und Milch, erlaubte mir, bei Tisch, wenn auch etwas entfernt von den eigenen Kindern, mitzuessen und bereitete mir am Abend ein Lager auf dem Boden, wie ich es in den Jahren meiner Irrfahrten so köstlich nie gekannt.

„Der Schlaf in dem taufeuchten Grase war, leicht angezogen und erhitzt wie ich von dem schnellen Laufe war, doch zu viel für mich gewesen. Ich wurde sehr krank. Die guten Leute pflegten mich treulich, eingedenk des Heilands, der da spricht: ‚Wer ein Kind aufnimmt in Meinem Namen, der nimmt Mich auf.‘ Möge Er's in Seiner Gnade ihnen tausendfach vergelten! Als ich wieder genesen, brachte mir die Frau ein paar abgelegte Sachen von ihrem jüngsten Töchterchen, weil meine eigenen doch gar zu dürftig und schlecht gewesen. Meine erste Frage war nach Nelly. Sie schüttelten den Kopf oder zuckten die Achseln. Erst als sie sahen, daß ich in Todesangst in allen Winkeln nachzustöbern begann, führten sie mich in den Garten und zeigten mir ein kleines Grab, mit Astern und anderen Herbstblumen besteckt. Es währte lang, ehe ich den Sinn dieses Hügels verstand. Als mir aber endlich die furchtbare Gewißheit kam, daß Nelly, meine Nelly wirklich tot, da warf ich mich auf die Erde nieder und bedeckte die Blumen mit so leidenschaftlichen Tränen und Küßen, daß die Försterin mich zuletzt mit Gewalt fortzog. Spät am Abend, als ich mich von niemand beobachtet glaubte, schlich ich mich aufs neue in den Garten. Ich mußte sehen, ob Nelly wirklich da unten läge. — Doch ersparen Sie es mir, mich in jene Stunde zurückzuversetzen.“

Die Hand der Gräfin glitt unwillkürlich lieblosend über das weiche Fell ihres Lieblings, dann fuhr sie fort:

„Am nächsten Morgen wurde ich besonders sorgfältig angezogen und mein krauses Haar, das sich nicht fügen wollte, wieder und wieder gebürstet. Dann nahm mich der Förster bei der Hand und ging mit mir durch den Wald. Meinen noch schwachen Kräften schien der Weg von nie endender Länge. Nur langsam schleppte ich mich zuletzt ihm nach über das Feld und durch eine Dorfstraße, wo alle Leute mich neugierig anstarrten und lachend die Köpfe zusammensteckten, als ich nach rechts und links grüßte, wie ich es von Kupto gelernt. Zuletzt gingen wir in ein großes schloßartiges Haus, und wenige Minuten später stand

ich vor einer hohen, feinen Dame, die sich tief zu mir hinabneigte und mir mit ihren schönen, blauen Augen freundlich forschend ins Gesicht sah. Ich weiß nicht, wie es kam. Diese blauen Augen hatten es dem wildscheuen Kinde mit jenem ersten Blick schon angetan. Ich schlang meine Arme um ihren Hals und rief in gebrochenem Französisch: ‚O, bitte, bitte, laß mich bei dir bleiben, du bist so gut und schön wie meine Mama.‘

„Da küßte sie mich auf die Stirn und sprach lange, lange mit dem Förster. Dann wandte sie sich zu mir und sagte auf Französisch: ‚Wenn du gut und artig sein willst, will ich dich hier behalten, mein Kind.‘

„Nun begann eine schöne, glückliche Zeit für mich. Das Blümlein hatte den Boden, in dem es Wurzel schlagen konnte, und das Vöglein das Nest gefunden, das ihm vor allen Stürmen sichere Zuflucht bot. Von meinen bisherigen Genossen hörte ich nichts mehr. Wahrscheinlich hielt die Macht des bösen Gewissens sie von jeder Nachforschung zurück. Anfangs suchte Frau Streit, dies war der Name der Gutsherrin, aus meinen verworrenen Antworten einiges Licht über meine Herkunft zu gewinnen. Aber meine Erinnerungen waren zu unklar, als daß sich darauf mit einiger Sicherheit hätte fußen lassen. So gab sie denn die Hoffnung, mich meinen Eltern wieder zuführen zu können, bald auf und war es zufrieden, das heimatlose Kind, das Gott ihr zugeführt, in Haus und Herz aufzunehmen.

„Ach, und wie glücklich war ich doch dabei. Nun endlich konnte mein warm empfindend Herz die lang verhaltene Blut in dankbarer Liebe auf meine Pflegeeltern und Geschwister ausströmen. An meiner Wohltäterin namentlich hing ich mit schwärmerischer Innigkeit. Ein Blick ihrer blauen Augen genügte, um jeden Widerspruch im Keim zu ersticken und mich zu der größten Anstrengung anzuspornen. Ich war natürlich grenzenlos unwissend, und die Erzieherin schüttelte zunächst verzweifelt den Kopf. Sie gab sich indes alle erdenkliche Mühe, die anderen halfen, und da ich gut begabt und von dem brennenden Verlangen

erfüllt war, die Zufriedenheit meiner Pflegemutter zu erlangen, so gelang es mir bald, die beiden Jüngsten einzuholen und mit ihnen guten Schritt zu halten. Die Religionsstunden gab uns Frau Streit selbst, und wie verstand sie es, das Wort Gottes den Kinderherzen nahe zu bringen und uns dem Herrn zuzuführen. Von ihren Lippen zuerst hörte ich mit Verständnis den süßen Jesusnamen, der meines Lebens Licht und Kraft geworden ist.

„Als ich älter ward, merkte ich wohl, daß nicht alles in dem Hause stand, wie es sollte. Der Inspektor ward entlassen und Herr Streit war den ganzen Tag auf dem Feld oder auf dem Hofe beschäftigt und sah oft so bleich und niedergedrückt aus, wenn er sich abends zu uns setzte. Noch weher tat es mir, wenn ich, wie jetzt so oft, die Augen meiner Pflegemutter voll Tränen sah. Ich fragte sie einmal, aber sie sagte freundlich abweisend: ‚Daß gut sein, liebes Kind, wenn du älter bist, wirst du wohl an dir selbst erfahren, wie Erwachsene das Sorgen einmal nicht lassen können. Und ist doch von allem, was wir tun können, das Allertörichste, denn es bringt uns nichts ein als Herzeleid und schlaflose Nächte.‘

„Bald darauf ging auch die Erzieherin fort, und die Mutter teilte sich mit der ältesten Tochter, die eben aus der Pension heimgekehrt war, in unseren Unterricht. Doch ward ich wöchentlich einmal in die Stadt geschickt, um bei einem dortigen Lehrer Unterricht in der Musik zu empfangen, die ich leidenschaftlich liebte und für die ich besondere Anlage zeigte. Sonst ging alles seinen gewöhnlichen Gang, und ich war nach Kinderart sorglos und glücklich.

„Am Tage nach meiner Einsegnung — es war ein feierlicher, unvergeßlich schöner Tag für mich — rief mich meine Pflegemutter in ihr Zimmer und redete lange und ernst mit mir.

„Du weißt, liebes Kind,‘ sagte sie, ‚daß mir nichts lieber wäre, als wenn ich dir für alle Zeit in meinem Hause eine Heimatstätte bieten könnte. Doch Gott weiß, wie lange wir selbst noch hier bleiben und wie bald auch

meine eigenen Töchter gezwungen sein werden, sich in fremden Häusern ihr Brot zu verdienen. Benutze darum die Gelegenheit, so lange sie dir geboten wird und wende all deinen Fleiß darauf, dein Talent zur Musik auszubilden. Glaube mir, Gott hat dir diese Anlage nicht umsonst gegeben. Sie ist eine Gabe Gottes, die du ausbilden sollst; sie wird dir dereinst vielleicht reichen Segen bringen.'

„Von der Zeit an widmete ich mich fast ausschließlich der Musik und machte so schnelle Fortschritte, daß mein Lehrer mich schon aufgefordert hatte, in einem Konzert mit ihm zu spielen, als der Tod von Herrn Streit, der sich durch übergroße Anstrengung eine Zungenentzündung zugezogen hatte, unserem Leben plötzlich eine andere Wendung gab. Das Gut mußte verkauft werden, und wir zogen nach Köln, wo Frau Streit Verwandte hatte, in deren Haus meine älteste Pflegeschwester sogleich übersiedelte, um der Tante bei der Pflege und Erziehung der Kinder zu helfen. Von den Söhnen hatte der eine eben die Universität verlassen, der jüngste trat bei einem Kaufmann in die Lehre, während Emmy und ich bei der Mutter blieben. Mein Lehrer verschaffte mir auf meine Bitte bald einige Stunden, und mein Stolz kannte keine Grenzen, als ich meiner Wohltäterin das erste, selbstverdiente Geld heimbringen konnte.

„So mochten etwa zwei Jahre vergangen sein, als ich eines Tages von einer vornehmen Familie, Herr und Frau von Kosel, die mich in einem Konzert hatten spielen hören, die Aufforderung erhielt, sie auf einer Reise nach der Schweiz und Paris zu begleiten und ihren Töchtern Unterricht in der Musik und französischen Konversation zu geben. So schwer mir der Abschied von meiner geliebten Pflegemutter wurde, so hätte ich doch kein junges Mädchen sein müssen, wenn ich nicht eine so lockende Gelegenheit, etwas von der Welt zu sehen, mit tausend Freuden ergriffen hätte. Ach, ich ahnte nicht, als ich, zwar mit Tränen in den Augen, aber doch in glückseliger Erregung von ihr schied, daß ich nie mehr in ihre blauen Augen blicken, nie wieder diese

liebe Stimme hören würde. Und dem Herrn sei Dank, daß ich nichts ahnte, nichts ahnen konnte. Ich hätte mich sonst nie zu dieser Reise entschlossen, die so entscheidend für mein Leben werden sollte.

„Unser Aufenthalt in Paris neigte sich zu Ende. Herr und Frau von Kosel hatten in letzter Zeit sehr gesellig gelebt, so daß ich des Abends meist mit den beiden Mädchen allein war. Eines Nachts kam Frau von Kosel besonders befriedigt zurück und erzählte mir von der Liebenswürdigkeit ihrer Wirtin, die sich eingehend nach ihren Töchtern erkundigt und ihr das Versprechen abgenommen habe, sie morgen mit denselben zu besuchen. Aber als der Morgen kam, lag sie mit einer heftigen Migräne zu Bett. Die arme Frau, sie mußte nicht selten die Freuden des Abends so teuer bezahlen. So ließ sie mich rufen und bat mich, an ihrer Stelle die jungen Mädchen zu begleiten, da die Dame in den nächsten Tagen Paris für längere Zeit verlassen wollte. Natürlich war ich mit Freuden bereit und dachte, als wir uns bald darauf in dem Vorzimmer eines eleganten Hotels befanden, an nichts anderes, als daß meine Schutzbefohlenen sich recht nett und angemessen betragen möchten. — Da ging die Tür auf und herein trat eine Dame, deren Erscheinung trotz des einfachen, schwarzen Kleides etwas unbeschreiblich Anziehendes und Vornehmes hatte. Sie begrüßte uns herzlich und bat uns, ihr in den Salon zu folgen. Sie ging voran, an jeder Hand eines der jungen Mädchen. Ich folgte. Aber wie erstarrt blieb ich auf der Schwelle stehen. An der Wand, gerade mir gegenüber hing ein Bild, aus dessen breitem, vergoldeten Rahmen mich ein paar dunkle Kinderaugen so seltsam bekannt anschauten. Und neben dem Kind auf dem Lehnstuhl, barmherziger Gott, war es denn möglich?

„Nelly, meine Nelly,“ schrie ich auf und stürzte, alles andere vergessend, vorwärts.

„Im nächsten Augenblicke war die Dame des Hauses neben mir. Sie sah totenbleich aus.

„Was wissen Sie von Nelly? Um Gotteswillen reden Sie! Sie haben keine Ahnung, wieviel für mich davon abhängt!“

„So sehr ich mich schämte, daß ich mich von meiner Aufregung hatte hinreißen lassen, so wenig war ich doch imstande, dieselbe zu bemeistern.“

„Ich hatte eine Kage, die so hieß, genau wie diese,“ stammelte ich endlich, „und sie war mein einziger Besitz, ja mein einziger Freund und Trost in einer schweren, bösen Zeit.“

„Wie heißen Sie?“ Ihre Stimme klang fast rauh vor innerer Bewegung.

„Antoinette Streit, doch das ist nur der Name meiner Pflegeeltern.“

„Und Ihre Eltern?“ Sie hatte meine Hand ergriffen und schaute mir mit einem so angstvollen, sehnsüchtig forschenden Blick in die Augen, daß ich ihn bis ins tiefste Herz weh und wonnig zugleich empfand.

„Ich weiß nichts von ihnen. Als kleines Kind bin ich ihnen entrissen worden und habe nie wieder etwas von ihnen gehört. Und doch, ich weiß nicht, wie es kommt, mir sagt's eine innere Stimme mit unwidersprechlicher Gewißheit: Jenes Kind auf dem Bilde bin ich!“

„Da schlangen sich ein paar Arme um meinen Hals und eine Stimme, halb von Tränen erstickt und doch so süß, wie ich noch keine auf Erden gehört hatte, flüsterte: ‚Mein Kind, mein Kind, meine Nelly!‘“

„Mutter!“ schrie ich auf und mir war, als ob der traute, lang entbehrte Schmeichelname auf einmal den Schleier zerrissen hätte, der das Paradies meiner Kindheit mir verdeckte.

„Da ward die Thür aufgerissen und herein stürzte ein Herr im weißen Haar, mein Vater. Lassen Sie mich schweigen; denn keine Zunge noch Feder vermöchten die Augenblicke hoher, unaussprechlicher Seligkeit zu schildern, die nun folgten. Ja, Gott hatte nach all den Irrwegen meines Lebens mich wunderbar und selig heimgebracht

an das Herz der Eltern, die, nachdem alle Nachforschungen fruchtlos geblieben, die einzige Tochter längst als Tote betrauert hatten.

„Natürlich siedelte ich noch an demselben Tage zu meinen Eltern über, und ehe ich mich an jenem Abend mit überströmendem Dank gegen Gott zur Ruhe legte, zum erstenmal wieder wirklich daheim, schrieb ich einen langen Brief an meine Wohltäterin. Sie vor allem mußte an meinem Glück teilnehmen. Ach, wie froh war ich später, daß ich damals dem Impulse meines Herzens gefolgt und den Brief nicht länger aufgeschoben. Es war ihre letzte Erdenfreude. Wenige Tage später erhielt ich mit den letzten Zeilen, die sie mit zitternder Hand noch auf ihrem Sterbelager für mich geschrieben, die Nachricht von dem Heimgang dieser edlen, unvergeßlichen Frau.

„Mit meinen Pflegeschwestern, denen gegenüber meine Eltern auf alle Weise ihre Dankbarkeit zu betätigen bestrebt waren, stand ich noch längere Zeit in reger Korrespondenz. Nach ihrer Verheirathung indes wurden ihre Antworten immer seltener und blieben endlich ganz aus.

„Nach dem frühen Tode meines geliebten Mannes kehrte ich nach Frankreich zurück und gründete hier das Waisenhaus für eltern- und freundlose Kinder. Es war ein Dankopfer, das ich dem Herrn für Seine wunderbare Hilfe brachte, und Er in Seiner Gnade hat es also gewandt, daß ich in meinem einsamen Witwenleben in der Liebe dieser Kinder reiche Freude und Ersatz für das mir versagte Mutterglück gefunden habe. Den längsten Teil des Jahres, namentlich aber stets den 30. März, den Stiftungstag der Anstalt und zugleich den Tag, an dem Gott mich meinen Eltern auf so wunderbare Weise zurückgeschenkt, pflege ich in stiller Zurückgezogenheit in diesem Hause zu verleben. Dem Herrn sei Preis und Dank, der mir nun wieder an einem 30. März die langersehnte Gelegenheit gibt, dem Urenkelkinde meiner Wohltäterin einen kleinen Teil meiner Dankeschuld abzutahlen. Martha soll ja zunächst ein Zögling dieser Anstalt werden.

Ich bin alt und habe nie mit Kindern umzugehen gelernt. Ich fürchte, ich würde sie verwöhnen, wie ich es mit Nelly getan habe.“ Und damit streichelte sie die Katze, die behaglich schnurrend auf ihrem Schoße lag. „Es ist freilich die echte Nelly nicht, wie Sie wissen. Die Kinder überraschten mich am vorigen Stiftungsfeste mit dem schönen Tier. Und ich kindische, alte Frau habe dem Zauber der Erinnerung nicht widerstehen können, der aus ihrem weichen, weißen Fell mir entgegenwehte.“

Ich hatte in atemloser Spannung zugehört. Jetzt, als die Greisin schwieg, sprang ich auf und indem ich unwillkürlich neben ihren Lehnstuhl niedersank, drückte ich ihre Hand an meine Lippen.

„Gott vergelte es Ihnen, Frau Gräfin, was Sie an dem Kinde meiner Freundin tun wollen,“ sagte ich bewegt. „Und auch dafür danke ich Ihnen von Herzen, daß Sie in dem Spiegelbilde Ihres Lebens mir aufs neue gezeigt, wie auch in dem verworrensten Gewebe es doch Gottes Hand ist, die alle Fäden knüpft und leitet. Ich bin gewiß, Er, der so über Bitten und Verstehen mein Gebet für diese Waise erhört, wird auch mit mir über das Weltmeer gehen und mir für mein ferneres Leben Weg und Stege weisen.“

Da klopfte es an die Tür und von zwei kleinen Mädchen geführt trat Martha herein. Sie sah wunderschön aus mit dem grünen Kränzchen, das ihr die Gespielinnen geflochten.

Die Gräfin winkte sie zu sich heran.

„Wirst du mich auch lieb haben und gerne bei mir bleiben?“

Und als Martha zuversichtlich und fröhlich nickte, schloß sie sie in ihre Arme und sprach: „Mein liebes Kind, der Herr segne deinen Eingang und Ausgang von nun an bis in Ewigkeit. Amen.“

Ein Krankenbesuch auf der Reise.

Es war im Spätherbst 1827. Der trübe Novembertag entsprach ganz der Stimmung, in welcher ich mich von der Schnellpost nach Berlin führen ließ. Der Abschied von der Heimat war mir schwerer geworden als sonst wohl; ich hatte von meinem ältesten Bruder Abschied nehmen müssen, ohne die Hoffnung, ihn wieder zu sehen, da er sichtlich an der Auszehrung einem nahen Tode entgegenwelkte. Dazu hatte mich auf der Reise die Nachricht erreicht, daß eine mir sehr wert gewordene Hoffnung, deren Erfüllung mich in die Heimat zurückgerufen und meinem Lebenswege eine mir damals sehr ersehnte Wendung gegeben hätte, zu Grabe gegangen war. Trüber Herbstnebel lag auf meinem Gemüte. Bald betend und Worte Gottes in meinem Herzen bewegend, bald wieder träumend, hing ich schweigend meinen Gedanken nach. Ich saß allein im Wagen neben dem Schirrmeister. Ich schaute auf die Wolken, die fast bis zur Erde herabhingen, und lauschte dem Winde, der über die Stoppeln rauschte und die fahlen Blätter in ihr Grab legte. Wird's mir überhaupt schwer, auf der Reise ein Gespräch anzuknüpfen, so war ich in der damaligen Stimmung um so weniger dazu aufgelegt, fand darum auch Entschuldigung gegen den inneren Mahner, der über die lieblose Versäumnis mich strafte, in welcher ich die gute Gelegenheit, dem Schirrmeister ein Wort des Lebens zu sagen, unbenuzt dahingehen ließ. Da tat unversehens der Herr eine Thür weit auf und nötigte Seinen Knecht, hineinzutreten und die ihm aufgetragene Botschaft auszurichten.

Als der Abend hereinbrach, fragte ich den Schirrmeister, wann der Wagen in S. ankäme und wie lange er sich da aufhielte. Er gab mir den gewünschten Bescheid mit dem Zusage, er werde nicht weiter mitfahren, sondern von einem Kollegen vertreten werden; in S. wohne er, und seine Frau

sei so krank, daß sie wohl sterben werde. Die Stimme wurde ihm weich, als er das sagte, und er wischte sich eine Träne aus den Augen. Meine Teilnahme wurde gleich geweckt, aber auch das ernste Verlangen, dem Manne das Wort Gottes zu bezeugen. Zunächst drehte sich das Gespräch um die äußeren Umstände. Ich ließ mir teilnehmend erzählen, wie er die Feldzüge als 18jähriger Jüngling mitgemacht, später noch einige Jahre gedient, dann mit dem Abschied eine Anstellung bei der Post erhalten und vor vier Jahren geheiratet habe; seine Ehe sei so glücklich gewesen, wie es nur eine geben könne; aber seit der Geburt seines ersten Kindes sei seine Frau ins Kränkeln gekommen, das Kind sei immer schwächlich gewesen, habe der Mutter viel Sorge und Last gebracht; vor einem Jahre sei das Kind gestorben, und infolge des Gramens über diesen Verlust und der langen Anstrengungen in der Pflege habe sich bei seiner Frau Schwindsucht entwickelt, die sie jetzt an den Rand des Grabes gebracht; sie könne wohl jeden Tag sterben. Er beklagte sein Amt, das ihn immer nur auf kurze Zeit bei seiner Frau sein ließ und schloß mit dem Ausbruche seiner trostlosen Gemütsstimmung: „Wenn unser Herrgott mir meine Frau nimmt, dann wünsche ich am liebsten, Er nähme mich nur gleich mit von der Welt; ich weiß nicht, was ich noch auf der Welt tun soll. Ich habe keine Freude mehr am Leben und habe auch niemand auf der Welt, der mich angeht; meine Eltern sind schon lange tot, und meine Verwandten wohnen hinten in Ostpreußen. Es wäre für mich am besten, wenn sie mich mit meiner Frau auf den Kirchhof brächten. Wir müssen doch alle einmal sterben.“ — „Sind Sie denn bereit zum Sterben?“ fragte ich ihn, indem ich seine Hand ergriff und ihm ins Auge sah. Er blickte mich verwundert an, wie einer, der den Sinn der Frage nicht faßt. Ich redete weiter von der Ewigkeit und dem Gerichte Gottes, wohin der Tod den Sünder bringt. — „Was denken Sie denn von mir?“ entgegnete er; „halten Sie mich denn für einen schlechten Menschen?“ — Die Thür war nun aufgetan zur Verkündi-

gung des Wortes von der Sünde und der Gnade, und der Herr gab Seinem Diener freudiges Ausrufen des Mundes. Der Mann sprach sich nun offen aus, da er Zutrauen gewonnen hatte. Im Schoße der evangelischen Kirche war er mit den Treibern des ordinärsten Nationalismus aufgezogen worden. „Tue recht und scheue niemand,“ oder: „Lieb' immer Treu' und Redlichkeit!“ — das war sein ganzer Heilsweg, und in seinem Gedächtnis stand nur noch etwas von dem „lieben Gott,“ der alles geschaffen und so gut und barmherzig sei, daß Er es mit unseren Fehlern, wenn wir nur ein gutes Herz hätten, nicht so genau nehme, und von Jesus, dem allerbesten Menschen, der je gelebt hätte und der uns ein Muster gegeben, wie wir gut und fromm leben müßten; nur — setzte er ganz naiv hinzu — könnten wir das jetzt nicht mehr so, wie damals; die Welt sei eben anders geworden. — Ueberhaupt zog mich in seinen Aeußerungen die Natürlichkeit und rücksichtslose Unbefangenheit an, mit welcher er sich aussprach. Man merkte es ihm an, er hatte auch nicht die geringste Ahnung davon, daß Gottes Wort ganz anders rede, und das allein selig machende Wort vom Kreuz kannte er nicht einmal dem Schatten nach. Von der Bibel wußte er mehr nicht, als daß sie ein gutes Buch sei, worin schöne Geschichten ständen, erzählte auch, daß seine Frau eine sehr schöne Patenbibel habe, die sie zur Konfirmation geschenkt bekommen, von deren Einband und Bildern er indes mehr wußte, als von ihrem Inhalte. Er fand sich durch seinen Beruf völlig darin gerechtfertigt, daß er nicht am Sonntag zur Kirche gehe, auch nicht in der Bibel lese, um so mehr, da er an einem Sonntage, den er frei habe, um seine Andacht zu verrichten, auch seit seiner Heirat immer mit seiner Frau zur Kommunion gegangen sei: nur in diesem Jahre nicht, weil seine Frau zu schwach gewesen. Unser Gespräch wurde immer lebhafter, und je mehr ich mit der Verkündigung des Wortes vom Kreuz hervortrat, desto aufmerksamer hörte er zu und unterbrach mich nicht mit Einreden, sondern nur mit Ausdrücken der Bewunderung

über die neue, nie gehörte Lehre und mit Fragen, die immer davon zeugten, welchen Anteil sein Herz daran nahm. Meinen Stand hatte er aus dem Passagierzettel gesehen; das konnte er aber nicht fassen, wie ein so junger Mann dazu komme, eine ganz andere Lehre zu haben, als die „alten Geistlichen“. Mein Bibelchen, in welchem ich gelesen, war noch in meiner Hand. Lesen konnte ich nicht, weil es dunkel geworden; ich bezeugte ihm aber, alles, was ich ihm sage, stehe in diesem Worte Gottes geschrieben und sei die einzige ewige Wahrheit. Ein Wort machte besonders Eindruck auf ihn. Ich hatte es gerade vorher für mich still gelesen und knüpfte nun an dasselbe meine Verkündigung des Heils. Es war das Wort des Apostels aus Epheser 2, 8: „Aus Gnaden seid ihr errettet worden durch den Glauben, und das nicht aus euch. Gottes Gabe ist es; nicht aus Werken, auf daß nicht jemand sich rühme.“ Das Wort fiel ihm merkbar ins Herz. Ich hoffe, es ist in ihm das Samenkorn des ewigen Lebens geworden. Unter diesem Gespräch waren die Stunden rasch dahin gegangen. Mit dem Bekenntnis hatte, wie es zu gehen pflegt, der lebendige Trieb, die freudige Lust an demselben zugenommen. Die Nebel, die mit schwerem Drucke auf meinem Gemüthe gelastet, waren gewichen; ich stand in hellem Sonnenschein der Gnade und konnte aus frischer unmittelbarer Erfahrung mit dankbarem Herzen rühmen von der überschwenglichen Fülle alles des Guten, welches wir in Christo Jesu haben. Ich bemerkte, daß der Postillon mehrmals sich zu uns wandte, um einige Worte unseres Gesprächs zu erhaschen. Auch an ihn richtete ich mein Wort und erhob gern lauter meine Stimme, um auch ihm das Wort des Lebens zu sagen; der Wagen war zur Kanzel geworden.

Als wir uns der Stadt näherten und unser Gespräch abbrechen mußten, faßte der Schirrmeister meine Hand, drückte sie mit beiden Händen aufs herzlichste und dankte mit bewegter Stimme für das, was ich ihm gesagt. „Es tut mir ordentlich leid, daß wir nicht noch einige Stunden

zusammen fahren," sagte er und setzte hinzu: „Aber, bester Herr Prediger, warum haben Sie den ganzen Tag neben mir gefessen und mir nichts davon gesagt? Wieviel hätten wir dann davon sprechen können?“ Die Frage schnitt mir durchs Herz. Ich mußte mich vor Gott und ihm schuldig geben. — „Dann aber dürfen Sie mir eine Bitte nicht abschlagen," fuhr er fort. — „Sie müssen zu meiner Frau gehen. Meine arme Frau hat solche gute, tröstliche Worte noch nie gehört. Unsere Geistlichen sagen uns das nicht. Bitte, gehen Sie doch gleich mit mir zu meiner kranken Frau.“ Ich hatte einiges Bedenken, ob so spät abends eine todfranke Frau den unerwarteten Besuch eines Fremden noch empfangen dürfe. Das mache nichts, meinte er, es sei doch gut, daß sie das Wort Gottes höre, damit sie selig sterben könne. Er könne ihr das nicht so wieder sagen, wie er es gehört, er wisse es selbst noch nicht, wie ihm zu Mute sei; es sei ihm so ums Herz, wie noch nie. Seiner Bitte gab ich gern meine Zusage, mußte ich doch darin das Gebot meines Herrn erkennen. Der Postwagen hielt. Der Schirrmeister rief gleich dem ersten, der sich zeigte, die Frage entgegen: „Lebt meine Frau noch?“ Das Ja begrüßte er mit einem herzlichen „Gott sei Dank!“, warf seinem Kollegen seine Tasche zu und eilte mit mir fort, um von den dreiviertel Stunden, die der Wagen sich aufhielt, keinen Augenblick zu versäumen, indem er anbefahl, mich an seinem Hause abzurufen. Es war mir gar eigen zu Mute, als ich eilenden Schrittes mit ihm über die Straßen der fremden Stadt ging, um einen Krankenbesuch zu machen. Das war mir auf der Reise noch nicht vorgekommen. Ich war aber innerlich gewiß, daß es vom Herrn sei. Der Schirrmeister war sehr aufgeregt. Wiederholt rief er aus: „O, wie wird sich meine Frau freuen, wenn sie hört, daß sie umsonst in den Himmel kommen kann.“ Ich hielt dem Herrn Sein Wort vor: „Es soll euch zu der Stunde gegeben werden, was ihr reden sollt.“ Die naheliegende Wohnung war bald erreicht. Als wir von der Straße in eine dunkle Gasse bogen, die zu einem Hinter-

hause führte, nahm er sorgsam meinen Arm, um mich zu leiten, und sagte, indem er meinen Arm an seine Brust drückte: „Lieber Gott im Himmel, wer hätte das gedacht, daß ich in meinem Herzeleid solche Freude haben sollte!“ Als ich ihm dankte für die Sorgfalt, mit welcher er mich über den dunkeln Hof und die Treppe hinauf leitete, sagte er: „Das ist auch 'mal der Mühe wert! Sie wollen ja so gut sein, meiner guten Frau den Weg in den Himmel zu zeigen, wie Sie mir ihn gezeigt haben.“ Ich wies ihn auf den Herrn. Wir traten in die Stube. Er wollte mich gleich in die Kammer an das Bett seiner Frau führen. Ich mußte ihn fast nötigen, sie vorher auf meinen Besuch vorzubereiten. Ich hörte, wie er eintretend sagte: „Luise, da bring ich dir einen Herrn mit, der will dir den Weg zum Himmel zeigen; es ist ein fremder Prediger.“ — „Herr, mache Du das Wort wahr!“ seufzte ich und hatte meinen Mantel abgelegt, als er kam, um mich zu seiner Frau zu führen. Der Anblick der jungen Kranken war ergreifend für mich. Die Grabesrosen blühten auf ihren Wangen, und die Augen hatten den unheimlichen Glanz, der die verzehrende Fieberglut ankündigte. Mein Gruß drückte meine Teilnahme aus und bat um Entschuldigung für das späte Kommen eines Fremden. Sie reichte mir ihre Hand. Wir setzten uns zum Bette.

„Sie sind dem Tode nahe,“ begann ich, „und der barmherzige Gott, der nicht will den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe, schickt Ihnen jetzt die Botschaft von dem Heilande, der die Sünder selig macht. Sie wollen doch gern selig werden?“

„Ach, lieber Gott!“ erwiderte sie kaum hörbar, „ich weiß nicht, wie mir ist. Mir ist so bange vor dem Sterben.“

Dies Wort nahm ich auf und zeigte ihr, woher die Furcht des Todes komme und wie dieselbe uns ein Zeugnis von der Sünde sei; „der Tod sei der Sünde Sold, aber die Gabe Gottes das ewige Leben in Christo Jesu, unserem Herrn.“ Ich bezeugte ihr, daß der Herr Jesus, dessen Bote ich sei, durch Seinen Tod dem Tode die Macht

genommen habe und nun auch ihr sagen lasse: „Wahrlich, wahrlich, Ich sage euch: Wer an Mich glaubt, der hat das ewige Leben,“ und mit dem Worte des Herrn an Martha (Joh. 11, 25. 26), führte ich ihr das näher aus. Sie konnte nicht viel sprechen, aber sie hörte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu, und ihre unverwandt auf mich gerichteten Augen schienen jedes Wort von meinen Lippen nehmen zu wollen. Und wenn ich sie und ihren Mann, der sie in seinem Arme etwas aufrecht hielt, ansah, so mußte ich mir gestehen, wohl nie so aufmerksame Zuhörer vor mir gehabt zu haben. Oft unterbrach der Mann mein Wort mit einem bestätigenden Zuspruch. „Ja, denk' nur einmal, Luise,“ — sagte er unter anderem, „das kriegt man alles geschenkt. Siehst du? Das kann man sich nicht verdienen; das braucht man aber auch gar nicht. Da haben wir immer gemeint: Wenn man nur rechtschaffen wäre und jedem das Seine ließe, dann käme man gewiß in den Himmel. So hat man uns immer gesagt. Aber jetzt weiß ich's besser. Das ist alles nichts. Das ist alles nur falsches Geld, damit kann man wohl Menschen anführen, aber noch lange nicht Gott. Nun denk' mal, Luise: man kriegt den Himmel geschenkt, ganz umsonst. Das steht in der Bibel: Umsonst werdet ihr selig, aus Gnaden. Wie hieß doch gleich der schöne Spruch, lieber Herr Prediger? Den müssen Sie mir doch in der Bibel zeigen.“ — Er hieß eine Frau, die zur Pflege bei der Kranken war, mir die auf der Kommode liegende Bibel seiner Frau reichen. „Sehen Sie, Herr Prediger, das ist die schöne Patenbibel, wovon ich Ihnen gesagt. Sie ist noch ganz wie neu. Ach, Gott vergebe es uns, daß wir sie nicht gebraucht haben. Ich habe aber auch nicht gewußt, daß so tröstliche Sprüche in der Bibel ständen, sonst hätte ich mehr darin gelesen. Das soll aber mit Gott jetzt anders werden.“

Indem die Frau mir die Bibel reichte, zeigte sie mir auch ein darauf liegendes Buch, das, wie sie sagte, die Frau des Hauses geschickt, um daraus ihre Andacht zu

halten. Es waren die „Stunden der Andacht“. — „Nun,“ sagte ich, „da könnt ihr, lieben Leute, wählen; in diesem Buch steht, daß ihr durch eigene Tugend und Frömmigkeit die Seligkeit euch erwerben müßt, und in der Bibel steht, daß Gott sie euch aus Gnaden schenken will, denn wir können sie nie uns selbst verdienen!“ — „Ach, wenn mir Gott nur gnädig sein will und mich in den Himmel nimmt,“ flüsterte die Kranke, und ihre Augen waren voll Tränen, als sie mit dem Ausdruck eines nach Heil und Frieden sich sehrenden Herzens nach oben blickte. Der Mann aber nahm das Buch aus meiner Hand und warf es im Eifer hinter sich auf den Tisch: „Na, das fehlte noch! Ein solches Buch kann ich nicht mehr brauchen; das werde ich auch morgen der Frau Käthin sagen. Lesen Sie uns aus der Bibel von der Gnade, und daß man's umsonst bekommt!“ Ich las Epheser 1, 3—7 und Kapitel 2, 1—10, wo die herrlichen Worte stehen: „Aus Gnaden seid ihr errettet worden durch den Glauben, und das nicht aus euch, Gottes Gabe ist es!“ Nur wenige, einfach erläuternde Worte setzte ich hinzu. Der Eindruck, den das Wort von der Gnade in Christo Jesu auf die Kranke machte, war sichtlich tief. Jesaias 55, 1—3 las ich dann und legte es aus. Der Mann war ganz verwundert, daß das im Alten Testamente stehe; darin hatte er vollends nie gelesen und gemeint, das sei nur für die Juden. In der Schule hätten sie im Buch Sirach wohl lesen müssen; aber da stände so etwas nicht. Ich richtete mein Wort unmittelbar an die Kranke und pries ihr die Gnade des Herrn an, die ihr nun am Rande des Todes das ewige Leben darbiete in Vergebung aller Sünden. Sie ergriff meine Hand und fragte tief bewegt: „Will denn Gott auch jetzt mich noch annehmen; ist es nicht zu spät?“ Mein Herz war voll von der Allgenugsamkeit der Gnade, deren Boten zu sein wir das unschätzbare Vorrecht haben, — ein Vorrecht, dessen ganzen Umfang man dann erst recht fühlt, wenn man sie einem sterbenden Sünder zu verkündigen berufen

wird. Der Herr tat meinen Mund weit auf, die Gnade zu bezeugen, die aus allen Sünden zur Gerechtigkeit Gottes führt, und deren Gabe das ewige Leben ist in Christo Jesu. Ich wies sie auf das Lamm Gottes, das der Welt Sünde wegnimmt, und las ihr die Einladung des Herrn aus Matthäi 11, 28. 29: „Kommet her zu Mir alle,“ und ermahnte sie, mit des Schächers Gebet sich zu Dem zu wenden, der auch für sie die Schächers-Gnade in Seiner Hand habe und mich deshalb zu ihr gesandt, sie ihr anzubieten. Ein Blick auf die Uhr sagte mir, daß meine Zeit fast abgelaufen sei.

„Ach, lieber Gott, könnten Sie doch noch bei uns bleiben!“ rief der Schirrmeister, indem er meine Hand faßte.

„Sie sind mir wie ein Engel vom Himmel!“ flüsterte die Kranke.

Ich wies beide auf den Herrn, der bei ihnen bleibe, und auf Sein Wort, das sie ja vor sich hätten. Der Mann bat mich, ihm die Stellen in der Bibel zu bezeichnen, damit er sie seiner Frau vorlesen könne. Ich mahnte zum Gebet. „O beten Sie doch mit uns, eh' Sie fortgehen!“ bat die Kranke. Das war mir selbst Bedürfnis. Ich stand auf, um zu beten. Der Mann sank am Bett auf seine Kniee. Unwillkürlich tat ich wie er. Der Herr ließ den Geist der Gnade und des Flehens reichlich über uns wirken. Ich betete im Geiste im Namen Jesu und zweifle nicht, der Herr hat das Gebet, das Er mir gegeben, in Gnaden erhört. Die Kranke war wie angestrahlt von einem höheren Lichte, als ich sie verließ, und ich bin der guten Zuversicht, daß der Tag des Herrn das Wunder Seiner Gnade von jenem Abend zu Seiner Ehre wird offenbar machen. Mich hatte Seine Gnade aufs tiefste beschämt und gebeugt. Unter diesem Eindruck fuhr ich in die Nacht hinaus und hatte viel mit meinem Herrn zu reden, ehe die körperliche Ermüdung ihr Recht geltend machen konnte; ja, im Schlummer führten mich die Träume immer wieder an das Bett der Sterbenden. Des anderen Tages hätte es in der Erinnerung an dieses Ereignis der ausgezeich-

neten Aufmerksamkeit, welche der neben mir sitzende andere Schirrmeister auf die Empfehlung seines Kollegen hin mir bewies, nicht bedurft, um mich an die Pflicht zu mahnen, diesem Mann auch das Wort des Heils zu bezeugen. Ich tat es mit allem Ernste, fand aber nur die oberflächliche Zustimmung, die nicht einmal so weit das Wort eingehen ließ, daß es Widerspruch oder Feindschaft geweckt hätte. Der Herr tut alles, wie Er will und zu Seiner Zeit. Unsere Zeit aber ist allewege: „Predige das Wort, halte darauf, es sei zu rechter Zeit oder zur Unzeit! Denn wir sind Gott ein guter Geruch Christi, beides unter denen, die selig werden, und unter denen, die verloren gehen; diesen ein Geruch des Todes zum Tode, jenen aber ein Geruch des Lebens zum Leben. Und wer ist hierzu tüchtig?“

6.

Er heisst „Wunderbar“.

Ein bekannter englischer Missionar, Dr. Coker, versuchte einst auf einer Reise in Amerika durch einen Fluß zu reiten, verlor dabei aber den Grund unter den Füßen und wurde von dem reißenden Strom mit fortgerissen; hätte er sich nicht an einem überhängenden Aste festgehalten, so wäre er gewiß ertrunken. Eine in der Nähe wohnende Dame nahm ihn gastfrei auf, sandte ihre Leute aus, sein Pferd zu suchen, und erwies ihm viele Freundlichkeiten. Beim Abschied gab er ihr einen Traktat, hörte dann aber während der nächsten fünf Jahre nichts mehr davon, ob das geschriebene Wort Frucht getragen habe oder nicht.

Da hielt eines Tages auf seinem Wege zu einer Konferenz ein junger Mann ihn an und bat ihn um eine kurze Unterredung. „Erinnern Sie sich, mein Herr,“ so begann er, „vor fünf Jahren einmal dem Ertrinken nahe gewesen zu sein?“ „Jawohl, ich entsinne mich dessen sehr

gut," erwiderte der Doktor. „Erinnern Sie sich der Dame, die Sie damals in ihrem Hause aufnahm?“ „Gewiß, und ich werde ihre mir erwiesene Güte niemals vergessen.“ „Wissen Sie auch noch, daß Sie ihr beim Abschied einen Traktat gaben?“ „Das weiß ich nicht mehr, doch wird es wohl so sein.“ „Ja, mein Herr, das taten Sie; die Dame las ihn und bekehrte sich. Dann ließ sie ihn einigen ihrer Nachbarn, von denen mehrere zur Bekehrung kamen; auch einige ihrer Kinder wurden errettet, und es bildete sich dort eine kleine Gemeinschaft, die bis zu diesem Tage besteht und zunimmt.“ Dem Doktor traten bei diesen Mitteilungen Tränen in die Augen. Nach einer kurzen Pause setzte der junge Mann noch hinzu: „Ich habe Ihnen noch nicht alles erzählt. Ich bin der Sohn jener Dame; der Traktat führte mich zum Heiland, und jetzt bin ich auf dem Wege zur Konferenz in . . ., von wo aus ich in das Werk des Herrn gehen werde.“

7.

Eine gemalte Predigt.

Vor vielen Jahren stand ein Maler in seinem Atelier, in der Hand die Peise haltend, welche er zu Ehren seines Besuchers, des Vikars der Hieronymus-Kirche, von seinen Lippen genommen hatte. Der Künstler hatte das mittlere Lebensalter noch nicht erreicht. Er war in Düsseldorf berühmt und man sprach davon, daß sein Name einmal in der ganzen Welt bekannt werden würde, Stenburg. Der Maler selbst indessen dachte mit Groll daran, daß, wenn einmal diese Zeit kommen würde, er schon zu alt sein möchte, um noch das Leben zu genießen. Uebrigens war er auch jetzt nicht gerade unglücklich. Er liebte die Malerei, ja manchmal war er so vertieft in seine Kunst, daß er alles außer dem Bilde auf seiner Staffelei vergaß.

Zugleich war Stenburg, obgleich er schon gute Arbeit vollbracht hatte, noch nicht recht mit seinen Leistungen zufrieden. Er wollte mehr als einfach gute Arbeit. Im Grunde seines Herzens war er also doch nicht glücklich, ob er auch gar manchem anderen beneidenswert erschien.

Er redete jetzt: „Nein, ehrwürdiger Vater, das geht nicht. Sie setzen zu wenig Zeit und Geld an für ein solches Bild. Auf ein Altarbild gehören viele Figuren und alle wollen sorgfältig studiert sein.“

„Nun denn, so verlängern wir die Frist zur Herstellung und erhöhen den Preis; daran soll es nicht fehlen. Ich weiß, Ihr seid ein ehrlicher Mann, Herr Stenburg, also nur ans Werk!“

„Gut denn, in einem Monat können Sie wieder kommen, da werde ich die Studien für das Bild beendet haben.“

Die Männer trennten sich, beide soweit befriedigt; und während der nächsten Wochen hielt sich der Maler viel in dem Judenviertel der Stadt auf, um Modelle für seine Gestalten zu suchen.

Vater Hieronymus kam wiederholt ins Atelier und zeigte sich befriedigt. Er verlangte nur, daß die Hauptfigur auf dem Gemälde der sterbende Erlöser sei; alles andere überließ er gerne dem Maler. Und er war froh, zu sehen, wie das Werk unter des Künstlers Hand rüstig voranschritt.

Als das frische Laub sich aber an den Büschen und Bäumen zeigte und die ersten Blumen aufsproßten, wurde die Seele des Künstlers von einer mächtigen Sehnsucht ergriffen, die Stadt hinter sich zu lassen und mit seinem Skizzenbuch in der Umgegend umherzuwandern. Am Waldessaum erblickte er eines Tages ein Zigeunermädchen, welches Strohkörbe flocht.

„Welch vorzügliches Bild würde sie abgeben,“ dachte Stenburg, „aber würde wohl jemand ein Zigeunermädchen kaufen? Kaum!“

Das Mädchen bemerkte den dastehenden Künstler, und

ihr Stroh niederwerfend, sprang sie auf, erhob die Hände bis über ihren Kopf hinaus, und ehe er sich's versah, tanzte sie leicht und anmutig vor ihm, ihre weißen Zähne zeigend und vor Freude auffauchzend.

„Steh still!“ rief Stenburg, denn plötzlich war in ihm der Entschluß zur Reise gekommen, das Mädchen nicht nur zu zeichnen, sondern auch zu malen.

Das Uebereinkommen wurde also getroffen. Pepita, das Zigeunermädchen, sollte nach Stenburgs Hause kommen, um gemalt zu werden. Sie erschien richtig zur festgesetzten Zeit und war voller Bewunderung. Ihre Augen schweiften im Atelier umher von einem Bilde zum anderen. Bald fesselte aber das große Altarbild, das sich seiner Vollendung näherte, ihre ganze Aufmerksamkeit. Stundenlang betrachtete sie es aufmerksam. Endlich fragte sie mit ehrfurchtsvoller Stimme: „Wer ist das?“ auf den Herrn am Kreuze zeigend.

„Das ist Jesus Christus,“ antwortete Stenburg gleichgültig.

„Jesus Christus? Wer ist das? Warum hängt Er denn am Holz? Was tat Er? Was hat man mit Ihm gemacht?“

„Man hat Ihn ans Kreuz genagelt, um Ihn zu töten. Aber so, nun drehe dich ein wenig nach rechts; so, jetzt ist's gut, so stehe still!“

Stenburg arbeitete mit dem Pinsel fleißig weiter und sprach kein Wort.

„Was sind das aber für Leute um den Mann am Kreuze her?“ —

„Hör, mein Kind,“ sagte der Künstler, „frage und sprich mir nicht so viel. Du hast still zu halten und mußt ruhig sein.“

Die kleine Schwarze wagte lange nicht mehr ein Wort zu sagen. Aber sie wandte ihr Auge nicht von dem Bilde und dem Manne der Schmerzen ab. Jedesmal, wenn sie ins Atelier kam, wurde die Macht, die jenes Bild auf sie ausübte, größer. Manchmal wagte sie wieder eine Frage, denn ihre Neugierde verzehrte sie.

„Weshalb haben sie Ihn gekreuzigt? War Er böse, wirklich böse?“

„Nein, Er war gut!“

Das war alles, was sie bei einer Unterredung erfuhr, aber jedes Wort sammelte sie sorgfältig auf, und durch jeden Satz lernte sie etwas mehr von dem Geheimnis.

„Wenn Er aber gut war, weshalb haben sie denn das getan? Quälten sie Ihn nur kurze Zeit und ließen sie Ihn dann gehen? Ist Er gestorben? Warum aber —?“

„Es geschah, weil“ — Der Künstler pausierte, mit seinem Kopf auf eine Seite gelehnt, trat vorwärts und ordnete ihr Kleid.

„Weil —“ wiederholte Pepita atemlos.

Der Künstler ging zu seiner Palette zurück, dann sie ansehend, ward er durch ihren eifrigen, fragenden Blick gerührt.

„Jetzt höre, ich will es dir ein für allemal sagen, damit du Ruhe hast, aber dann darfst du nicht weiter fragen.“

Darauf erzählte Stenburg dem Kinde die Geschichte vom Kreuz — neu für Pepita, obgleich so alt für den Künstler, daß sie ihn überhaupt nicht mehr rührte. Ach, die Geschichte vom Kreuz hatte ihn nie ergriffen und zur Buße bewegt. Er konnte jenen Todeskampf malen, und kein Nerv zitterte bei ihm, aber der Gedanke an die Leiden des Herrn und Sein Sterben für uns preßte ihr Herz zusammen, nun, da sie mehr davon wußte. Ihre großen schwarzen Augen schwammen in Tränen; nur ihre Scheu verbot ihr, ihre tiefe Bewegung zu zeigen.

Das Altargemälde und das Zigeunermädchen als spanische Tänzerin wurden zu gleicher Zeit beendet. Pepitas letzter Besuch im Atelier war gekommen. Sie sah die schöne Darstellung ihrer selbst ohne Bewegung an, dann wandte sie sich um und stand vor dem Altarbild, als könne sie sich nicht davon trennen.

„Komm,“ sagte der Künstler, hier ist dein Geld und noch ein Goldstück darüber, denn du hast mir Glück gebracht, die „Tänzerin“ ist schon verkauft.

Das Mädchen wandte sich langsam zum Gehen.

„Ich danke Ihnen, mein Herr,“ sagte sie bewegt, und ihre Augen voller Tränen nahmen einen feierlichen Ausdruck an, als sie hinzufügte: „Wie sehr werden Sie Ihn gewiß von Herzen lieben, da Er dieses alles, alles für Sie gelitten und getan hat?“ —

Das Gesicht, in welches sie aussah, war dunkelrot geworden. Der Künstler war tief beschämt. Er wußte nicht, wie ihm geschah. Das Zigeunermädchen mit seinem dünnen, verblichenen Kleidchen hatte das Atelier längst verlassen, aber ihre Tränen der Rührung und ernste Frage hatten ihn tief erschüttert, und er konnte sie nicht wieder vergessen. Immer wieder hieß es dort fort und fort: „Wie sehr werden Sie Ihn gewiß von Herzen lieben, da Er dies alles, alles für Sie gelitten und getan hat?“

Bald war der innere Kampf des Malers nicht mehr zum aushalten. Er wollte ihn beenden und Ruhe haben. So ging er zur Beichte. Der Vater Hieronymus fragte ihn aus, und als er fand, daß er alle Lehren der Kirche glaubte, gab er ihm die Absolution und versicherte ihm, es sei alles in Ordnung. Einige Wochen lang war er denn auch beruhigt. Dann aber erhob sich die alte Frage: „Wie sehr werden Sie Ihn doch von Herzen lieben?“ Die Frage verlangte gebieterisch eine Antwort. Er wurde ganz unruhig, sein Gewissen wurde wach und sein ganzes Leben voll Eigenliebe und Gottentfremdung und vielen Vergehungen trat vor seine Seele. Er konnte nicht bei seiner Arbeit bleiben. Bei seinem Umherwandern durch die Stadt erfuhr er Dinge, auf welche er früher nicht geachtet hatte. — Eines Tages bemerkte er eine Anzahl Leute, Männer, Frauen und Kinder, die nach einem Hause in der Nähe der Stadtmauer eilten. Es war nur ein ärmlich aussehendes Gebäude, und dann sah er, daß andere von der entgegengesetzten Richtung kamen und auch durch den niedrigen

Torweg eilten. Stenburg fragte, was denn eigentlich dort vor sich ginge, aber man konnte ihm keine Auskunft geben. Aber er hatte keine Ruhe, bis er erfuhr, was die vielen Leute in das Haus führte. Er vernahm, daß ein Fremder, ein „Reformierter“ dort wohne, einer von jenen verachteten Leuten, welche für alles, was sie taten und glaubten, einen Grund in der Bibel forderten. Aber es war kaum respektabel und kaum sicher, etwas mit ihnen zu tun zu haben, besser, sie gar nicht zu kennen. Unser Maler aber in seinem tiefen Verlangen nach Frieden mit Gott, fragte jetzt nichts mehr nach der Ehre und der Meinung der Welt. Er sagte sich, daß jene Leute vielleicht das besitzen möchten, was seine Seele suchte und sehnlichst verlangte.

Stenburg ging also in das Haus, um zu prüfen und zu hören, gewiß nicht, um sich mit diesen neuen „Heiligen“ zu vereinigen. Aber es war Gott gewesen, der die suchende Seele hierher geleitet hatte. Der reformierte Prediger war ein Mann des lebendigen Glaubens, der in der Kraft des Heiligen Geistes die frohe Botschaft von dem vollkommenen und freien Heil in Christo bezeugte. Derselbe widmete sich dem Maler mit der Liebe eines wahren Evangelisten oder besser gesagt der Liebe Christi, ließ ihm auch für eine Zeitlang eine kostbare Abschrift des Neuen Testaments, doch als er nach einigen Wochen von Düsseldorf vertrieben wurde, mußte er sein Buch mitnehmen. Aber was Stenburg gehört und gelesen, blieb in seinem Herzen. Und da das Gehörte im wahren Glauben und Heilsverlangen aufgenommen worden, verlieh es seinem Herzen Frieden und seiner Seele ewiges Leben.

Ah, jetzt braucht niemand Stenburg mehr zu fragen: „Wie werden Sie Ihn gewiß von Herzen lieben, da Er dies alles für Sie gelitten und getan hat?“ Er fühlte in seiner Seele das Feuer einer glühenden Liebe. „Alles das tat Er für mich! Wie kann ich es nun allen Menschen sagen, was diese Liebe ist, und was sie für sie tat, diese unendliche Liebe, welche ihre Seele retten und ihr Leben gleich dem meinigen

erhellen würde? Sie ist auch für sie da, aber es geht ihnen, wie es mir ging, sie kennen sie nicht. Wie kann ich nur diese Liebe bezeugen? Ich kann nicht sprechen und predigen, ich bin ein Mann von wenig Worten. Wenn ich es auch versuchen würde, ich könnte es nicht. Aber die Liebe brennt in meinem Herzen, nur kann ich ihr keinen Ausdruck geben. — O, die Liebe Christi!“ — Indem er so nachdachte, zeichnete der Künstler, ohne weiter daran zu denken, mit einer Kohle eine flüchtige Skizze von einem dorngekrönten Haupte. Seine Augen füllten sich mit Tränen. Plötzlich durchzuckte ihn der Gedanke: „Ich kann malen, mein Pinsel muß es verkünden. Ach, bei jenem Altargemälde habe ich nichts als Angst und Schmerz gemalt. Ich kannte ja nicht die Wahrheit. Unausprechliche Liebe, unendliches Erbarmen, williges Opfer!“ Der Künstler fiel auf die Kniee und betete, daß er würdig malen und sprechen möchte.

Dann begab er sich an die Arbeit. Das Gemälde der Kreuzigung, das Stenburg zustande brachte, erschien vielen wie ein Wunder.*)

Der Maler wollte sein Werk nicht verkaufen, er schenkte es seiner Vaterstadt als freiwillige Gabe. Man hing es in der Gemäldegalerie auf, und die Bürger drängten sich in Scharen herbei, um es zu sehen, und die Stimmen wurden leise und manche Herzen weich, als sie davor standen. Wenn die Bürger heimkehrten, wußten sie etwas von der Liebe Gottes, und wiederholten nachdenklich für sich die Worte, welche Stenburg deutlich unter das Bild gesetzt hatte:

„Mir dies tat Ich für dich!
Was aber tust du für Mich?“

*) Wohl ist der Herausgeber der „Wunderbaren Wege“ kein Freund und Verehrer von Abbildungen vom Herrn, im Gegenteil; nach seiner Ueberzeugung ist der Mensch weder in stande noch auch berechtigt, den Herrn bildlich darzustellen. Wenn dennoch ein Bild vom Herrn, wie in dieser wunderbaren Geschichte, Segen gebracht hat und zwar über mehrere Personen, so zeigt dies nur, wie Gott in Seiner Gnade, die über allem steht, so gerne segnet, so gerne rettet!

Der Künstler pflegte selbst zuweilen dahin zu gehen, wo sein Bild ausgestellt wurde und von einer fernern Ecke aus die Leute zu beobachten, welche sich um das Bild sammelten, während er Gott bat, seine gemalte Predigt zu segnen. Eines Tages, als alle anderen Besucher sich entfernt hatten, bemerkte er eine arme Gestalt, die bitterlich weinend vor seinem Gemälde stand. Der Künstler näherte sich ihr. „Warum weinen Sie?“ fragte er.

Das Mädchen drehte sich um, es war Pepita. „O, mein Herr, wenn Er doch auch mich so geliebt hätte! Ich bin nur ein armes Zigeunermädchen. Für Sie, mein Herr, mag solche Liebe sein, aber nicht für solche, wie wir Verworfenen sind, wie ich bin,“ und ihre Tränen der Verzweiflung flossen ungehindert.

„Pepita, dies alles war auch für dich.“ Und dann erzählte der Künstler, in dessen Herz die Liebe Gottes nun ausgegossen war, ihr alles. Bis zu der späten Stunde, in welcher die Galerie geschlossen wurde, saßen sie dort und redeten. Jetzt wurde der Maler nicht müde, ihre vielen Fragen zu beantworten, denn seine Seele kannte nichts Höheres und Kostbarereres als Jesus, Gottes Sohn und Gottes Lamm. Er erzählte dem Mädchen von jenem wunderbaren Leben, herrlichen Tode und der alles krönenden herrlichen Auferstehung des Herrn und erklärte ihr auch, was alle die besitzen, deren Erlöser Jesus Christus geworden ist, weil sie zu Ihm ihre Zuflucht nahmen. Sie lauschte den beredten Worten, nahm sie auf und glaubte dem Herrn: „All dies tat Ich für dich.“

* * *

Zwei Jahre waren vergangen, seit das Altarbild bestellert worden war. Es war wieder einmal Winter und bitter kalt, und der Wind jagte den dünnen Schnee durch die Straßen Düsseldorf und erschütterte die Fenster in der Wohnung des Künstlers. Sein Tagewerk war getan, und da saß er nun und las in seinem geliebten Testament, das er sich nur mit Mühe hatte verschaffen können.

Plötzlich klopfte es an die Tür, und ein Mann trat ein. Er hatte ein Schaf-Fell um sich geschlungen, sein Haar hing in dunklen Locken um sein Gesicht. Mit hungrigen Blicken betrachtete er das Brot und das Fleisch auf dem Tische, während er seine Botschaft ausrichtete.

„Würde der Herr Maler wohl mit mir kommen zu einem ernstem Gang?“

„Wohin soll ich gehen?“

„Eine Sterbende wünscht Sie zu sehen.“

„Erst essen Sie,“ sagte der Künstler, „dann will ich Sie begleiten.“ Der Mann murmelte seinen Dank und verschlang die Speise.

„Sie waren hungrig?“

„Mein Herr, wir sind alle ausgehungert.“

Stenburg schaffte einen Beutel mit Vorräten herbei.

„Können Sie dies tragen?“

„O gern, gern, aber kommen Sie, es ist keine Zeit zu verlieren.“

Der Künstler folgte. Sein Führer leitete ihn schnell durch die Straßen auf das freie Feld. Die Baumzweige waren mit Schnee beladen, kein Pfad war zu entdecken, aber der Mann ging mit Sicherheit vorwärts. Zuletzt kamen sie zu einer mit Bäumen umgebenen Lichtung, wo einige Zelte waren.

„Treten Sie dort ein,“ sagte der Mann, auf eines der Zelte zeigend. Dann wandte er sich zu einer Gruppe von Männern, Frauen und Kindern, die sich um ihn drängten.

Sich tief bückend, kroch der Künstler in das Zelt. Ein glänzender Mondstrahl erhellte das ärmliche Innere. Auf einem Haufen trockener Blätter lag ein junges Mädchen. Ihr Gesicht war abgemagert und hohl. „Pepita!“

Beim Tone der Stimme öffneten sich die Augen, ein Lächeln, wie verklärt, umspielte ihre Lippen, sie erhob sich auf ihren Ellenbogen.

„Ja,“ sagte sie, „Jesus ist gekommen, mich zu holen! Der gute Hirte holt Sein Lamm, das Er gerettet hat. Nun möchte ich Ihnen noch Lebewohl sagen und Sie

wissen lassen, wie glücklich ich bin. Ja, Er hat alles, alles auch für mich getan.“

Nicht lange nach diesen Worten entschlief Pepita glücklich und ging zu ihrem Erlöser und Herrn.

Auch Stenburgs Stunde kam nicht manches Jahr nachher, da er abscheiden durfte, um bei Christo zu sein.

* * *

Viele, viele Jahre nach dem Heimgang Pepitas und unseres Freundes traf ein ernster junger Edelmann in Düsseldorf ein. Er war auf dem Weg nach Paris, wo er sich als junger Staatsmann Weltkenntnisse und Weisheit holen sollte. Er war reich, hatte große Geistesgaben, die Welt lag hell vor ihm. Während seine Pferde ruhten, begab er sich in die berühmte Galerie, und dort blieb er wie angewurzelt vor Stenburgs Bild stehen. Wieder und wieder las er das Sprüchlein auf dem Rahmen. Er konnte sich nicht losreißen — es ging ihm durch und durch. Die Liebe Christi erfaßte seine Seele mit mächtigem Griff. Stunden vergingen, das Licht erblich, der Wächter berührte die Schulter des jungen Edelmannes, ihn zu erinnern, daß es Zeit sei, die Galerie zu schließen. Die Nacht war hereingebrochen, ja, aber für den jungen Mann die Morgenröthe eines neuen Lebens.

Es war Zinzendorf. Er kehrte zu dem Gasthause zurück, setzte sich wieder in seinen Wagen, aber mit dem festen Entschluß, seinem Erlöser und Herrn sein Geld und Ruhm und ganzes Leben zu Füßen zu legen und Ihm zu leben, der für ihn gestorben war. —

Stenburgs Bild hängt nicht mehr in der Düsseldorfer Galerie, es ist mit vielen anderen Bildern von einer Feuerbrunst verzehrt worden, aber seine Predigt hat ihr Werk getan, Gott hat sie benützt, um manchen teuren Seelen etwas von Seiner unendlichen Liebe zu verkünden.

Weißt du etwas davon, mein lieber Leser? Und was sagt dein Herz und Leben zu der ernstesten Frage des Herrn: „Alles das tat Ich für dich, Was nun tust du für Mich?“

8.

Das zurückerstattete entwendete Gut und seine Folgen.

Vor einigen Jahren ging in Herisau in der Schweiz ein einfacher Christ ein in die Ruhe seines Herrn. Aus den Lebensführungen dieses Mannes sei einiges hier erzählt.

Johann Heinrich Luz, geboren 1812 in Rheineck, Kanton St. Gallen, seines Zeichens Messerschmied, hatte sich, weil er sich berufen fühlte, den Heiden das Evangelium zu bringen, als 25-jähriger Mann im Jahr 1837 zur Aufnahme ins Barmer Missionshaus gemeldet. Dort angenommen und ausgebildet, wurde er 1841 als Missionar nach dem Kapland gesandt und gründete mit zwei anderen Brüdern zwei Missionskolonien: Ebenezer und Amandelboom, wo er 35 Jahre lang im Segen arbeiten durfte.

Als Jüngling, als in ihm die ersten Keime des Glaubenslebens aufsproßten, war er bei einem Messerschmied in Lindau in die Lehre getreten. Die katholischen Gesellen neckten und befehdeten ihn, nicht minder aber der sonst gutmütige, jedoch in völliger Unkenntnis über göttliche Dinge lebende Meister. Gesellen und Lehrjungen aßen nach altem Brauch an des Meisters Tisch. Eines Sonntags während des Essens brachte der Briefbote ein kleines Paket; der Meister öffnete es sorgfältig, um so mehr, als er merkte, daß Geld darin war. Die Unterschrift des Briefes war ihm unbekannt. Die Tischgenossen sahen, wie er mit Staunen liest und endlich in seiner Verlegenheit die Brille aufsetzt, um den Inhalt allseitig gründlich betrachten zu können; Staunen wechselte mit einem etwas peinlichen Ausdruck, und der Meister war offenbar nicht gewillt, von dem Inhalt des Briefes seinen Gesellen Kunde zu geben. Die Sache war aber zu öffentlich, er mußte es doch tun. Von einem früheren Gesellen wird ihm eine Summe Geldes zugeschickt mit den Worten:

„Der Absender ist früher bei Ihnen in Dienst gewesen

und hat sich während längerer Zeit kleine Diebstähle an feinem Stahl zu Schulden kommen lassen, wie das die meisten Arbeiter zu tun pflegen; da ich mich aber nun seither bekehrt habe, so verlangt der Herr Jesus, daß ich den Geldwert meinem Meister zurückschicke; dies tue ich hiermit und bitte herzlich um Verzeihung.“ — Nicht die Rücksendung des Geldes, wohl aber die Sache von dem „Herrn Jesu“ war dem Meister entsetzlich unangenehm. Wer das sei und wie der einen Unbekannten veranlassen könne, ihm Geld zu senden für entwandten Stahl? Er hatte nur die Ahnung einer höheren Kraft, die ihm eine Unruhe schaffte. Die Gesellen waren über Tisch still, nachher aber schimpften sie über den Esel, der sich daraus ein Gewissen mache, da es ja überall der Brauch sei, aus entwendetem Stahl kleine Scheren und Messer zu eigenem Gebrauch, zum Verkauf oder zum Verschenken zu verfertigen. Unserem Luz fiel die Sache schwer aufs Gewissen, denn auch er und sogar der jüngere Lehrbursche konnten sich nicht freisprechen. Sie berieten, was zu tun sei; das Gewissen sprach immer mehr, aber die Angst vor den Gesellen schüchterte sie ein. Endlich wagten sie's am Ende der Woche, ihre Schuld dem Meister zu bekennen. Diesem war es aufs höchste unangenehm, er hätte am liebsten gesagt: „Schwazt mir nicht solch dummes Zeug!“ Weil's aber doch ein Diebstahl war, so durfte er denselben nicht durch einen Tadel des Bekenntnisses billigen; darum sagte er nichts und ließ die beiden Jungen zitternd stehen. Nun aber war Luzens Bleiben nicht mehr lang. Die Kluft zwischen seinem zarten, gläubigen Wesen und den rohen Gesellen wurde immer größer; er gab einem Freund den Auftrag, er möchte sich für ihn umsehen, wo ein Messerschmiedegeselle bei freundlichen Leuten Arbeit finden könne.

Nicht lange nachher bekam er den Bericht von zwei für ihn passenden Stellen, eine war in Karlsruhe und eine in Bruchsal. „Wo soll ich nun hin?“ fragte er sich. Ohne Gott wollte er nicht ziehen. Darum betete er und wollte die Entscheidung dem Loos anheimstellen. Da er aber nicht

eigenwillig war und die Möglichkeit vorlag, Gott wolle ihn weder nach Karlsruhe noch nach Bruchsal gehen lassen, so machte er drei Lose: Karlsruhe, Bruchsal und ein Fragezeichen. Letzteres hieß: er solle warten, bis Gott ihm weiteren Aufschluß gebe. Nach Bruchsal entschied das Los, und fröhlich zog der Wanderbursche in die neuen Verhältnisse. Dort war ein Meister ohne Gesellen, der vor wenig Monaten ein Geschäft übernommen hatte, und so arbeiteten sie selbender von morgens bis abends, und die Freude, eine gleiche Gesinnung über göttliche Dinge zu haben, verband den jungen Meister mit seinem neuen Gesellen aufs herzlichste. Schon im Lauf der ersten acht Tage mußte Luz erzählen, wie's ihm in Lindau gegangen sei; da kam auch jene Geschichte mit dem Paket zur Sprache. Luz arbeitete so fleißig, daß er nicht merkte, wie das Gesicht seines Meisters sich lächelnd verzog; aber wie mußte Luz staunen, als dieser ihm nun bekannte, er sei es gewesen, der nur unter Verschweigung seines Namens, vom Geist Gottes getrieben, jene Veruntreuung wieder gut gemacht habe. Das war Luz ein Pfand der Führung seines Gottes, und in Bruchsal hatte er nun eine schöne Zeit. Gleichgesinnte Männer vereinigten sich — es war am Ende der zwanziger Jahre — im Hause des Messerschmieds, und weit in die Nacht hinein saßen sie über dem Wort Gottes und freuten sich ihres Heilandes. —

Da wurden auch die Gedanken in unserem Freunde wach, Missionar zu werden. Den Heiden Gottes Evangelium zu bringen und damit dem Heiland zu dienen, wurde immer mehr seines Lebens Ziel. Eine Anfrage nach Barmen brachte ihm die Antwort, für dieses Jahr könne die Anmeldung nicht mehr berücksichtigt werden; aber sein Trieb war so kindlich und groß, daß er sich zu Fuß nach Barmen aufmachte und nach mancherlei den Glauben prüfenden und erquickenden Reiseerlebnissen sich im Missionshaus meldete. Obgleich ihm dort dieselbe Antwort zuteil wurde, bat er aber doch, bis ihm schließlich erlaubt wurde, einstweilen im Missionshause sich aufhalten zu dürfen, bis sich die

Sache geklärt habe. Da saß er nun betend und lernend bis zu einer Sitzung, in welcher der Inspektor sagte, es sei ein frommer junger Messerschmied gekommen und wolle Missionar werden; er habe ihn abgewiesen, „aber der Luz hat Bechhosen an,“ sagte er, „er läßt sich nicht forttreiben.“ Und siehe, Luz wurde aufgenommen. —

Fünfunddreißig Jahre hat er dann treu der Mission gedient, und namentlich auf der Station Amandelboom im Kapland in großem Segen gewirkt. Von dort erzählte er folgendes: Die von ihm gesammelten Gläubigen lebten von dem Ertrag ihres Viehes. Die Weideplätze waren ganz unbegrenzt, und jeder konnte so viel Vieh laufen lassen, als er wollte. Luz sah aber, daß die Abkömmlinge von Europäern mit immer größeren Viehherden vom Süden her ins Innere drangen, die Farbigen übervorteilten, und er fürchtete mit Recht, die Zeit werde kommen, in der alle Weideplätze von ihnen mit Gewalt beansprucht würden und die Christengemeinde anderswo sich ansiedeln, ja vielleicht ganz versprengt würde. Obschon Luz in seinen Predigten und Unterrichtsstunden sehr auf die Erkenntnis und das Lesen der Heiligen Schrift drang, wurde ihm manchmal bange beim Gedanken, ob diese Christen so viel Wort Gottes in sich hätten, daß sie auch zersprengt und vielleicht ohne Bibeln feststehen würden. Es fiel ihm aufs Herz, es sollte von den Befehrten das Neue Testament auswendig gelernt werden. Eine öffentliche Aufforderung dazu wurde freudig aufgenommen, Jünglinge und Jungfrauen, ältere und jüngere Christen meldeten sich im Missionshause zum Lernen. Nun wurde das ganze Neue Testament verteilt. Zwei sollten das Evangelium Matthäus lernen, einer Markus, zwei Johannes usw. Die Stücke wurden ausgegeben und nun begann ein Eifer im Lernen, der des Missionars Herz fröhlich springen machte. Beim Viehhüten lernten sie, beim Gehen zum Markt hatten sie ihr Buch und abends im Mondschein, — des Lernens war kein Ende. Der den Hebräerbrieff lernen sollte, wurde von einem Kameraden gefragt: „Wie lang ist dein Brieff?“

„Von Amandelboom bis . . .!“ ein kleines Dertchen, zwei Stunden von der Missionsstation entfernt. Der Hinweg genügte, um den Hebräerbrieff zu lesen, der Rückweg, um ihn zu wiederholen. Ein Festtag war es, als alles Auswendiggelernte in einer öffentlichen Versammlung aufgesagt wurde. Und Luz dankte Gott, daß seine Leute hungrig gewesen waren nach der göttlichen Speise. Wirklich wurde die Gemeinde versprengt, aber das Wort ging mit.

Den letzten Teil seines Lebensabends brachte Luz in Herisau zu, hie und da noch durch öffentliche Missionsstunden von der ersten Liebe Zeugnis gebend, die den Mann im weißen Haar erfüllte. Beim Krankenbesuch war er besonders gesegnet, anregend und immer geistvoll, ein Kind im guten Sinne des Worts. Einst wurde über Tisch davon gesprochen, daß die älteren Missionare einen unverwüstlichen Zug hätten, in ihr Arbeitsfeld zurückzukehren, namentlich Afrika habe es ihnen angetan. „Nicht wahr, Bruder Luz,“ so wurde er angeredet, „auch Sie gingen gern wieder zurück zu Ihren Schwarzen in Ihre frühere Arbeit?“ Das Auge emporhebend antwortete er mit eigentlich verklärtem Blick: „O nein, mein Zug geht höher hinauf!“ Dieses Sehnen sollte auch unerwartet schnell gestillt werden. Wenige Tage vor seinem Ende, da seine Gedanken schon nicht mehr alle Zeit klar waren, gab er noch Zeugnis von seinem Frieden in Gott und von der ihm widerfahrenen Gnade in Jesu. Sein Heimgang zu Ihm war wie das friedliche Einschlafen eines Kindes.

9.

Die Schuster-Rechnung.

An den Ufern des Rheins, wo liebliche Berge sich in seinen Wassern spiegeln, ist ein kleines Dorf, ein ziem-

liches Stück über der Landstraße gelegen. Hinter demselben erhebt sich ein nackter Felsen, der auf seiner Spitze die Ruinen eines alten Mitterschlosses trägt. Das Dörflein hat keine Kirche, nur ein altes Schulhaus. Dort lebte vor einer Reihe von Jahren ein Schullehrer, der eine zahlreiche Familie von acht Kindern hatte. Dies war ein reicher Segen von Gott, aber mit dem kleinen Einkommen, das er hatte, auch eine Quelle von Sorgen. Hundert und fünfzig Taler Einkommen jährlich macht kaum einen halben Taler per Tag, und wenn zehn Personen mit gesundem Appetit täglich ernährt und auch gekleidet werden müssen, so gilt es weislich zu sparen und zu rechnen.

Im freundlichen Schulhause war daher die Lebensweise fast dürftig zu nennen. Kartoffeln waren das erste und letzte Gericht mittags und abends, Butter begleitete dieselben selten, nur Salz; Habermus mit Milch bildete das Morgenessen, und eine dicke Suppe das Mittagmahl. Dies war alles, was auf des Schulmeisters Tisch kam, trotzdem aber waren Eltern und Kinder gesund, die letzteren blühten wie Rosen. Mitten in aller Armut war es doch eine glückliche Familie, der Segen Gottes wohnte sichtbar unter jenem Dache, Liebe und Frieden regierten zwischen Eltern und Kindern, weil alle in der Furcht des Herrn lebten. Der Schulmeister war treu und fleißig an der Arbeit, wovon die Schule das unbedingteste Zeugnis ablegte. Er war ein besonderer Freund des Gesangs, und die Kinder machten unter seiner Hand treffliche Fortschritte in dieser Kunst. Tadellos in seinem öffentlichen und Privatleben, genoß er hohe Achtung von seinen Vorgesetzten und Mitbürgern; nichtsdestoweniger mußte er viele Jahre auf dem schlechtbezahlten Posten bleiben, auf dem ihm aber sein treues Weib immer wieder neuen Mut zusprach. Von Tag zu Tag stiegen die Bedürfnisse; je mehr die Kinder heranwuchsen, desto mehr Kleider und Schuhe bedurften sie. Diese Ausgaben erschwerten es immer mehr, ohne Sorgen und Schulden durchzukommen. Dazu sollten die älteren Kinder, die schon ziemlich groß waren, fürs Leben ausgebildet werden. Der Schulmeister war ein

Mann, der voll Gottvertrauen war; wenn immer sein Herz voll und schwer war, so zog er sich in sein Zimmer zurück und betete zu seinem Gott und Vater, von dem er nie ungetröstet von dannen ziehen mußte. Schwer war es ihm, Tränen in den Augen seiner Frau zu sehen, die Sorgenlast kam dann auch auf ihn.

Das Jahr 1847 kam — ein strenger, trauriger Winter für die Armen. Die Ernte war schlecht ausgefallen und eine furchtbare Kartoffelkrankheit folgte derselben. Der Preis der Lebensmittel stieg schnell, es sah sehr ernst aus. Unser braver Schulmeister hatte in jenem Jahr viel zu tragen für sich und seine Familie. Er hatte beim Schuhmacher eine Schuld von fünfundzwanzig Talern, die nach und nach angewachsen war, von der er rein nicht wußte, wann und wie er sie tilgen könne. Der Schuhmacher hätte gern gewartet, wenn nicht Armut und Mangel auch bei ihm eingekehrt wären, aber so mußte er auf Deckung dringen.

Kummer und Sorge kehrten im Schulhaus ein; die arme Frau nahm sich ungemein zusammen, daß ihre Seufzer nicht die Last ihres Mannes vermehren sollten. Nur nachts, wenn er schlief, weinte sie still vor sich hin. So sehr sie sich aber auch bemühte, ihren Kummer zu verbergen, so gelang es doch nicht immer, dann nahm sie ihr Gatte bei der Hand und sprach: „Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken sollet; noch für euren Leib, was ihr anziehen sollet. Ist nicht das Leben mehr denn die Nahrung, und der Leib mehr denn die Kleidung. Schauet die Vögel unter dem Himmel an, sie säen nicht und ernten nicht und sammeln nicht in die Scheune, und euer himmlischer Vater ernährt sie doch; seid ihr nicht viel mehr denn sie?“ Dann war die arme Frau getröstet, sie lächelte, wenn auch unter Tränen, und sagte: „Ja, lieber Mann, Gott liebt uns noch; Er wird uns nicht verlassen noch versäumen.“ Dann setzte sich der Schulmeister ans alte Klavier, sie sangen miteinander ihr Lieblingslied:

Gott lebet noch!
Seele, was verzagst du doch?
Bist du schwer mit Kreuz beladen,
Nimm zu Gott nur deinen Lauf.
Gott ist groß und reich an Gnaden,
Hilft dem Schwachen gnädig auf.
Gottes Gnade währet immer,
Seine Treu' vergehet nimmer.
Seele, so bedenke doch:
Lebt doch Gott, der Vater, noch!

Mit diesen Worten floh Sorge und Schmerz; Trost, Hoffnung und Vertrauen kehrten in die gedrückten Herzen ein.

Der Herbst kam, die Bäume zogen ihr goldenes Gewand an, die Felder wurden leer, die Zugvögel machten sich auf die Wanderschaft, um den Winter in wärmeren Ländern zuzubringen, als eine Botschaft sich im Dorf verbreitete, die aller Herzen erfreute. „Der König kommt!“ war die Nachricht, die jeder dem anderen froh verkündigte. Viele berieten sich, wie sie ihrem Landesvater am besten ihre Freude bezeugen könnten, ihn in ihrer Mitte zu sehen. Nicht weit vom Dorf führte die Landstraße vorbei, auf welcher der König vorüberziehen mußte. Der Schulmeister war vor allen hoch erfreut, seinen hohen Landesherrn sehen zu dürfen. Er fragte sich daher, ob er nicht auch etwas tun könnte, um seinen Gefühlen Ausdruck zu geben, und bald hatte er einen Ausweg gefunden. Er wollte mit den Kindern einen Bewillkommungsgefang einstudieren. Diese sollten sich unter einem Nußbaum an der Landstraße aufpflanzen und bei dem Herannahen des königlichen Zugs das Lied anstimmen. Diese Idee bekräftigte sich immer mehr bei ihm, je mehr er darüber nachdachte. Wer weiß, vielleicht gefiel das Lied dem König; jedenfalls erweckte es in den Herzen der Kinder Liebe für den teuren Landesvater.

Es war ein schöner Oktobertag, die Sonne schien noch warm, als der Lehrer den Hügel hinter dem Dorf erklimmen, sich auf einen Felsen setzte, von dem er eine herrliche Aussicht auf die ganze Gegend hatte. Dort dichtete er ein einfaches, aber herzzgewinnendes Lied, die Melodie

war auch bald gefunden und die Kinder wurden eingeübt. Nach wenigen Tagen ging der Chor nach Wunsch, und so stand der Ausführung des Planes in dieser Richtung nichts mehr entgegen. Aber eine Sorge lastete auf dem Ehepaare — die Schuhe des Lehrers waren ganz zerrissen, und selbst im Oberleder befanden sich einige recht unglückliche Löcher. In diesen Schuhen durfte er sich unmöglich vor dem König präsentieren, aber wie abhelfen? Auch Rock und Hut waren nicht mehr im besten Zustande, aber da konnte die geschickte Hand der Frau noch manches gut machen. Der Rocktragen wurde mit Seife gewaschen und die schlimmen Stellen am Hut mit Tinte geschwärzt. Aber die Stiefel, die Stiefel, da mußte die wackere Gehilfin keinen Rat; denn es war auch sehr zweifelhaft, ob der Schuhmacher bei der oft gemahnten Schuld von 25 Talern sich noch einmal zum Reparieren hergeben würde. Ihr Mann entschloß sich, selbst hinzugehen, obschon es kein leichter Gang war, und suchte mit Vorstellungen und Erklärungen sein Herz zu rühren.

Der Schuster war durchaus kein harter Mann; er wußte wohl, was es war, den dringenden Wunsch zu haben, Schulden zu bezahlen und es trotz den besten Absichten nicht tun zu können. Als der Schulmeister ihm die Stiefel zeigte, senkte er nachdenklich und mitleidig das Haupt und sagte endlich: „Ich sehe wohl, daß da geholfen werden muß, Herr Schulmeister, aber bekomme ich auch mein Geld?“

„Helst mir nur noch dieses eine Mal, lieber Meister Werner,“ sagte der Lehrer; „Ihr sehet doch selbst, daß ich so nicht mit den Kindern vor dem König singen kann. Darum helft mir in meiner Not. Ich verspreche Euch, daß Ihr bald bezahlt werden müßet! Wenn Gott mir nicht in anderer Weise hilft, so will ich die Ruh verkaufen und Euch zahlen; Ihr wißt, daß ich Wort halte.“

Bei diesen Worten war es, als ob eine schwere Bürde auf des Schulmeisters Herz gefallen wäre. „Die Ruh verkaufen?“ Nichts als die schwerste Not konnte dieses

Versprechen ihm abringen. Die Ruh verkaufen — was soll denn aus ihm und seinen Kindern werden? Aber er hatte das Wort gegeben; und so war er als Ehrenmann gebunden, sein Versprechen zu halten.

„Gut,“ sagte der Schuster, „ich will Euch Eure Stiefel sohlen und ausbessern.“

„Tut das und sendet mir die Rechnung mit denselben, damit ich genau weiß, was ich Euch schulde.“

„Ich will's so machen,“ sagte der Schuster und setzte sich an die Arbeit.

Der ehrbare Schulmeister des Dorfes hatte nun die Sorge mit den Stiefeln los, aber eine große Angst hatte sich auf seine Brust gelegt. Tränen kamen ihm in die Augen, als er der nächsten Zukunft entgegen schaute. Was sollte aus ihnen werden, wenn er die Ruh verkaufen mußte. Er ging nicht gleich heim, denn er wollte nicht mit dem traurigen Angesichte seinem treuen Weibe vor die Augen treten. Feldeinwärts richtete er seine Schritte seinem Lieblingsplätzchen auf dem Berge zu. Dort ließ er seinen Tränen freien Lauf und betend richtete er seinen Blick nach oben und stärkte sich in Gott. Er wusch dann seine Augen in der nahen Quelle, bis die Tränenspuren sich verloren, und ging getröstet heim. Glücklicherweise fragte die Frau nicht nach dem Erfolge seines Ganges. Sie wußte wohl, was sie schuldeten; die Schuhe waren offenbar dort geblieben und so werden sie wohl ausgebessert werden, dachte sie. Das andere befahl sie dem Herrn, und da sie nicht fragte, sagte auch der Mann nichts von seinem Versprechen.

Am Sonntagmorgen, der Schulmeister war schon bereit, zur Kirche zu gehen, kamen die Stiefel, zu seiner und seiner Frau großen Freude. Die Nota fehlte nicht, war aber in einer komischen Weise ausgestellt. Sie lautete wie folgt:

„Item — ein Paar Stiefel ausgebessert und gesohlt — zum letztenmal, wenn diese Nota nicht be-

zahlt wird, denn Er hat sein
Wort gegeben, die Kuh zu ver-
kaufen, macht 14 Silbergr.
Die alte Schuld 25 Thlr. 25 Thlr.

25 Thlr. 14 Silbergr.

„Meine Geduld und Kreditgeben ist nun zu Ende, Herr
Lehrer, denn ich brauche selbst das Geld notwendig. Dabei
bleibt's, sonst müßte ich Klage einlegen.

Tobias Werner, Schuhmacher.“

Da seine Frau noch in der Küche war, steckte der Schul-
lehrer die Nota, die er seufzend gelesen hatte, in die Seiten-
tasche des Sonntagsrockes; er konnte sie ihr nicht zeigen.
Sie fragte nicht danach, worüber er sehr froh war.

Am Tag vor der Ankunft des Königs sagte die Schul-
lehrerin zu ihrem Gatten: „Lieber Fritz, hast du auch das
Lied und die Melodie hübsch abgeschrieben? Vielleicht will
der König das Lied nachher noch gern lesen.“

„Du hast recht, Marie,“ antwortete der Mann, „ihr
Frauen denkt immer ein gut Stück weiter als wir Männer.“

Dann ging er über seinen Pult, nahm vom besten
Papier und kopierte Noten und Lied so schön als immer
möglich.

Der Morgen des lang ersehnten Tages brach an.
Schon frühe wurde es lebendig im Dorf, denn die Kinder,
die den Augenblick kaum erwarten konnten, waren um
7 Uhr bereits im vollen Sonntagsstaat im Schulhof,
trotzdem der König erst um 10 Uhr erwartet wurde. Von
5 Uhr an wurde den Müttern keine Ruhe mehr gelassen.
Auch der Schulmeister war endlich fertig. Seine Frau
betrachtete ihn mit liebendem Stolz, denn er sah heute in
seinen besten Kleidern so gut aus. Noch im rechten Mo-
ment erinnerte ihn seine Frau: „Mann, vergiß das Lied
nicht“ — und auf diese Mahnung hin steckte er dasselbe
in die Seitentasche des Rockes. Dann verfügte er sich zu
den Kindern, die schon in Reih und Glied vor dem Hause
standen. „Guten Morgen, Herr Lehrer,“ tönte es von allen

Seiten aus fröhlichem Kindermunde. Er ordnete die lustige Schar und zog feierlich durchs Dorf der Landstraße zu.

Die Frauen folgten bald nach. Die Männer und Vorgesetzten des Dorfes waren schon vorangegangen. Bald war die gesamte Bevölkerung gegenwärtig. Der Schulmeister ordnete die Kinder, wie sie beim Gesang stehen mußten. Die Frauen standen hinter den Mädchen und Männer und Jünglinge zu beiden Seiten. Vor ihnen allen stand der Schulmeister mit dem Vorstand der Gemeinde, alle in festlichem Gewande und feierlicher Stimmung.

Stunde um Stunde verging und der König kam nicht. Doch endlich hörte man einen Salutschuß, der die Nähe des Monarchen ankündigte. „Er kommt! er kommt!“ tönte es durch die Reihen. Die Kinder zitterten vor Erwartung und Neugierde; der Lehrer hatte Mühe, sie in Ruhe und Ordnung zu erhalten. Zuerst kam der Postmeister der nächsten Stadt mit verhängten Zügeln und schäumenden Pferden. Im ersten Wagen nach ihm der König Friedrich Wilhelm IV. Die Hüte flogen von allen Häuptern; der König sah gleich, daß es sich hier um einen Bewillkommungsakt handelte und befahl anzuhalten. Der Schulmeister gab das Zeichen zum Beginn, und die Kinder sangen die schöne und volkstümliche Melodie und die herzlichen Worte mit Ausdruck und Innigkeit.

Friedrich Wilhelm, der großes Wohlgefallen an der Szene hatte, lauschte mit Aufmerksamkeit, denn die Worte gefielen ihm. Kaum war der Gesang vollendet, so ertönte ein donnerndes Lebehoch aus aller Munde, und der König gab dem Lehrer ein Zeichen, daß er sich ihm nähern sollte und sagte: „Die Kinder haben gut gesungen, ich danke Ihnen für diesen freundlichen Willkomm. Aber sowohl Lied als Melodie sind mir unbekannt, haben Sie keine Kopie davon?“

Der Schulmeister verbeugte sich, langte in die Seitentasche und überreichte dem König das Papier. Dieser öffnete dasselbe, las es aufmerksam durch; ein Lächeln,

das er sichtbar zu unterdrücken suchte, flog über sein wohlwollendes Angesicht, und er fragte:

„Arbeiten sie schon lange an diesem Orte?“

„Beinahe 13 Jahre, Majestät“, war die Antwort.

„Ist es eine gute Stelle?“ fragte der König weiter. Der Lehrer nannte ihm gewissenhaft sein Einkommen. Dann sagte Friedrich Wilhelm:

„Ist das alles und von dem können Sie leben?“

„Ja wohl, samt meiner Frau und acht Kindern“, antwortete der Lehrer.

Ein Schatten zog sich über das Angesicht des Monarchen. Er streckte dem Lehrer die Hand entgegen, dankte noch einmal, und der Wagen rollte weiter.

Friedrich Wilhelm sank still in die Ecke zurück. Er überlas das Lied noch einmal und sah, daß dessen Komponist entschiedenes Talent darin befundete. Aber mit dem Lied war dem König noch ein anderes Papier zugekommen, eine Schuhmachernota, die zufällig ins Lied hineingeglitten war, von dem der Lehrer natürlich keine Ahnung hatte. Der edle Fürst erriet gleich den Zusammenhang und wußte was er zu tun hatte. Bei der nächsten Station befahl er seinem Haushofmeister, die Summe von 25 Talern, 14 Silbergroschen dem dortigen Bürgermeister zu übergeben mit dem Befehl, die Nota sogleich zahlen zu lassen und unterschrieben dem Schullehrer zuzusenden.

Am Abend des folgenden Tages saß unser Freund mit seiner Frau allein in der Wohnstube. Die Kinder waren alle zur Ruhe gebracht. Der Mond schien klar und hell durchs Fenster, und die sorgsame Hausfrau strickte emsig bei dessen Licht, um Del und Kerzen zu sparen. Das Herz des Mannes war nach der Freude und Aufregung des gestrigen Ereignisses wieder schwer geworden, und er überlegte sich's eben, wie er seine gute Frau auf den Verkauf der Kuh vorbereiten konnte, als jemand an die Türe klopfte.

„Wer mag's wohl sein?“ sagte die Frau, „kein Nachbar kommt noch zu dieser späten Stunde.“

„Ich bin's,“ antwortete die Stimme des Pfarrverwesers, der gewöhnlich die amtlichen Schreiben den Gemeindegliedern brachte. Der Lehrer öffnete die Thür, und ein Brief wurde ihm überreicht mit den Worten: „Vom Bürgermeister in N.“

„Ein Brief vom Bürgermeister! Was kann das sein?“ sagte der Lehrer, als er ins Zimmer zurücktrat. Seine Frau machte rasch Licht, während er das Siegel erbrach und den Inhalt überflog.

„Ist es möglich!“ rief er dann aus; seine Frau eilte voll Neugierde und Bangen an seine Seite. Beider Augen fielen auf die Nota des Schuhmachers, unter welcher die Worte standen: „Mit Dank empfangen — Tobias Werner.“

Was kann dies bedeuten? Sie verstand nichts von der Sache. Ihr Gatte aber faltete die Hände und schaute betend und tiefbewegt gen Himmel. Dann erzählte er seinem treuen Weibe alles, was zwischen ihm und dem Schuhmacher vorgegangen war, wie er dann die Rechnung in seine Tasche gesteckt habe, die dann, ohne eine Ahnung davon zu haben, ins Notenblatt hineingekommen sein müsse und mit demselben jedenfalls in die Hand des Königs. Auf keinem anderen Wege könne dieselbe in die Hände des Bürgermeisters und Schuhmachers Werner gekommen sein.

„O Gott, segne unseren geliebten König!“ rief die Frau freudig aus.

Ihr Gatte konnte nicht so schnell einstimmen, denn er fragte besorgt: „Was muß der König von mir denken?“

„Kränke dich darüber nicht,“ sagte die Frau. „Er hat unsere Lage durchschaut, daher wollte er uns helfen. Wir dürfen nicht anders, als dem Herrn innig danken für diese Führung und uns freuen über Seine Hilfe!“

Diese Worte beruhigten den Gatten und erfüllten auch ihn mit inniger Freude. Aber es sollte noch besser kommen. Der edle König, der so gern Gutes tat, wo er konnte, erkundigte sich nach dem Schulmeister und erhielt die besten Zeugnisse über dessen Fleiß und Treue, und die Angaben über sein Einkommen wurden von der Regierung bestätigt.

Noch im gleichen Jahr wurde er auf eine bessere Stelle versetzt, und die Königin bestimmte im weiteren 50 Taler jährlich, bis das letzte Kind die Schule verlassen habe.

Dies alles hatte Gottes Weisheit und Liebe durch die Schuster-Rechnung herbeigeführt.

10.

Ein eiliger Besuch.

Vor einigen Jahren lebte in einer großen Stadt Hollands ein jüdischer Doktor, der, wie Paulus, einst ein Pharisäer gewesen. Gleich wie Paulus war er aber durch die Macht des Heiligen Geistes von der Finsternis zum Licht und von der Gewalt Satans zu Gott bekehrt worden; gleich wie Paulus hatte er Frieden in Jesu gefunden, und sein Leben war nun dem Herrn geweiht, der für ihn gestorben war, wie geschrieben. „Er ist für alle gestorben, auf daß die, welche leben, sich nicht mehr selbst leben, sondern Dem, der für sie gestorben ist.“ Dazu war bei ihm wie einst bei Paulus nun viel Gebet und Flehen für Israel, daß Gott, der Herr, viele von diesem Volk erretten möge.

Der Doktor begab sich Tag für Tag in den von armen Juden bewohnten Stadtteil und verkündigte von Haus zu Haus die frohe Botschaft von Jesu Christo. Auf dem Wege dorthin kam er an dem Hause eines reichen, jüdischen Kaufmanns vorbei, welcher ein großes Geschäft in der Stadt hatte.

Urpötzlich kam es dem Doktor in den Sinn, daß er vor Gott nicht nur verantwortlich sei, daß die armen Juden von Christo hörten, sondern daß es auch seine Aufgabe sei, die reichen Juden auf den Heiland zu verweisen. Da er wußte, daß der Kaufmann oft bis spät am Abend in der Stadt beschäftigt war, beschloß er, ihn eines Abends

um 10 Uhr in seinem Hause aufzusuchen. Er war überrascht, als man ihn sofort freundlich empfing und die Treppe hinaufwies, als ob er erwartet worden sei. Man führte ihn in einen großen Ballsaal, der schon ziemlich mit Gästen angefüllt war. Die Musik spielte bereits, und der Tanz hatte begonnen. Die Erscheinung des kleinen Doktors, die so gar nicht in die Gesellschaft paßte, erregte allgemeines Aufsehen. Er ging sofort auf den Herrn des Hauses zu und redete ihn in folgender Weise an: „Ich mußte nicht, daß Sie diesen Abend Besuch haben, aber da ich über eine Sache von größter Wichtigkeit mit Ihnen zu reden habe, so bitte ich Sie, mir eine Zeit anzugeben, in welcher ich ungestört mit Ihnen sprechen kann.“

„Gewiß,“ sagte der Kaufmann. „Dürfte ich Sie fragen, ob diese Sache sehr pressant ist?“

„Es ist eine Sache auf Leben und Tod,“ erwiderte der Doktor. „Sobald es Ihnen paßt, will ich wieder bei Ihnen vorsprechen.“

„Dürfte ich Sie fragen, um wen es sich bei dieser Sache handelt?“

„Es handelt sich um den Herrn Jesum Christum, um Jesum von Nazareth,“ antwortete der Doktor. „Es handelt sich einzig um Seine Person, und es wäre mir sehr lieb, wenn ich mit Ihnen näher darüber reden könnte.“

„Hören Sie!“ sagte der Kaufmann, „das ist wunderbar.“ Und nun erzählte er dem Doktor mit leiser Stimme, wie er sich in den letzten Monaten innerlich elend und verlassen fühle und wie ihm der Gedanke immer und überall keine Ruhe lasse: Wer und was ist es um Jesum von Nazareth? „Ich bat Gott,“ fuhr er fort, „mir jemand zu senden, der mir einen Weg aus diesem traurigen Zustand weisen könne. Nun hat Er mein Gebet erhört und Sie zu mir gesandt. Ich kann Sie nicht gehen lassen; jetzt ist die beste Gelegenheit.“

Er winkte der Musik, mit Spielen aufzuhören, und wandte sich mit folgenden Worten an seine Gäste: „Dieser Herr ist hierhergekommen, um über eine Sache von größter

Wichtigkeit mit uns zu reden, eine Sache, welche einen jeden unter uns persönlich angeht. Ich bitte Sie daher, Ihre Plätze einzunehmen, um ihm Ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Nun, lieber Herr," wandte er sich dem Doktor zu, „sagen Sie uns alles, was Sie auf dem Herzen haben, und halten Sie nichts zurück.“

Der Doktor stellte sich mitten in den Tanzsaal und redete über Gottes wunderbare Liebe, indem Er Seinen eingeborenen Sohn gab zum Heil der Welt, durch welchen ein jeder, der an Ihn glaubt, freien Zugang zum Vaterherzen hat.

Nicht lange nach diesem denkwürdigen Abend, der natürlich großes Aufsehen erregte, wandte sich der reiche Kaufmann öffentlich Jesu Christo zu und ward ein treuer Zeuge Jesu.

11.

Was einer erleben kann, bis er das Eine erlebt.

(Nach den Briefen eines ehemaligen Unteroffiziers.)

Wer Mich findet, der findet das Leben. (Spr. 8, 35.)

Kennst du das Siegerland? Dort rauchen viele Schornsteine von Hochöfen, Walzwerken, Fabriken aller Art. Aus den Tiefen der Berge wird das Erz geholt. Blühend wie ein Garten Gottes liegt Berg und Tal, die Höhen bedeckt mit Eichenwäldern, auf den Abhängen fruchtbare Felder, auf den Talsohlen die kunstreich gebauten Riesenwiesen. Ueberall leuchten die weißen Häuser mit schwarzem Gebälk und grau-blauem Schieferdach; in jedem Dorf ist das Schulhaus von weitem kenntlich an dem kleinen Türmchen. In diesem Lande sind Bettler und barfuß laufende Kinder fast unbekannt. Vor 30 Jahren galt es dort nicht für anständig, seine Haustür zuzuschlie-

ßen, wenn die Familie ausging, weil man sich schämte, seinen Nachbarn solches Mißtrauen zu erzeugen. Das Geheimnis so vieler irdischer Segnungen ist die Gottesfurcht, welche in diesem Volke noch heute eine Macht ist. Es gibt viele betende Kinder Gottes dort; es steigen nicht nur die Rauchwolken aus den Fabrikschornsteinen auf, sondern auch Wolken von Glaubensgebeten aus vielen Häusern. Besser als das Eisenerz, welches die Bergwerke fördern, ist das Gold der Wahrheit, welches aus den Tiefen des Wortes Gottes in den Häusern der Kinder Gottes gewonnen wird.

In jener Gegend findet alljährlich eine Zusammenkunft alter Soldaten statt, welche sich als Bekenner Jesu um Gottes Wort versammeln, welche Jesum, ihren Erretter, mit Lob und Dank preisen und daran gedenken, was Er auf ihrem Wege an Gnade, Geduld, Macht und Treue an ihnen getan hat.

Unter den Hunderten, die da kommen, sind auch viele im grauen und weißen Haar, die einst Kaiser Wilhelms Siegeschlachten mitgeschlagen haben; mancher von diesen hat seitdem den guten Kampf eines Kriegsmannes Jesu Christi gekämpft.

Ja, das ist es, was not tut in unserem Vaterlande, bewährte Männer, die in der Fabrik, in der Werkstatt, in der Familie den Herrn mit dem Leben bekennen, mit treuem Dienen, in Einfalt, in Wahrheit. Aber dies Siegerland ist nicht im Himmel, sondern auf der Erde, wo der Satan und die Sünde herrscht, wo die Menschen in Sünden empfangen und geboren werden als verlorene Sünder. Obwohl die Zahl der Kinder Gottes im Siegerlande größer sein mag, als in vielen anderen Gegenden, so ist sie doch klein gegenüber den vielen, welche Gott erretten will zum ewigen Leben und die sich doch nicht erretten lassen wollen.

Zu diesen vielen gehörte auch ein junger Mann aus Oberschelden bei Siegen, der im Jahre 1868 als Rekrut zum Infanterie-Regiment Nr. 82 eingezogen wurde. Gesund und gerade, mit guter Schulbildung und hellem Verstand

war er nach zehn Monaten Gefreiter und tat im zwölften Monat Unteroffizierdienst. Er hatte gerade in seinem zweiten Dienstjahr (Juni 1870) die Treffen erhalten, als die Mobilmachung kam.

In der Schlacht von Wörth erhielt er einen Gewehr-¹schuß in die linke Schulter. Es war Nachmittags, der Kürassierangriff der Franzosen war schon unter dem deutschen Feuer zusammengebrochen, alles war im Vorrücken gegen die Höhen von Elsasshausen, als ein neuer Gegenstoß der Franzosen die vordere Gefechtslinie des 11. Armeekorps zum Weichen brachte.

Der junge Unteroffizier erwachte nach einiger Zeit aus seiner tiefen Betäubung und sah sich inmitten vieler Toter und Verwundeter; das Gefecht war indessen siegreich vorwärts geschritten. Er vernahm bald darauf Hurrarufen und gewahrte den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, welcher mit seinem Stabe über das Schlachtfeld ritt. Er schleppte sich dann zum nächsten Dorfe, wo er verbunden wurde.

In die Heimat zurückgeschafft, fand er bald volle Genesung; als Paris eingeschlossen und belagert wurde, war er wieder auf seinem Plaze und durfte 1871 mit den Siegern gesund heimkehren.

Aber er kehrte trotz allem, was er erlebt hatte, unbekehrt heim, wie er 1868 als Rekrut ausgezogen war. Gott hatte ihn in der Garnison behütet vor den Versuchungen der Jugend, er aber schrieb das alles seiner Tugend und Treue zu. Er gehörte zu den Menschen, welche sich so gut fromm dünken, daß sie es nicht nötig haben, sich zum Heiland zu bekehren.

Bald nach dem Feldzuge heiratete er. Seine Frau, die Tochter gläubiger Eltern, sagte mehrmals zu ihm: „Lieber Mann, wir müssen es wissen, ob wir einmal selig werden.“ Aber er wollte nichts davon wissen. Er war zu gut für Jesum, welcher gekommen ist, zu suchen und zu erretten, was verloren ist.

Er trieb damals sein Geschäft als Fuhrmann. Sein gutes starkes Pferd, nach des Landes Sitte mit Schellen

geschmückt, zog den schwer beladenen, hohen Karren, um die Lastfahren vom Hochofen nach der Eisenbahn zu führen. Er liebte sein Pferd und dachte, er wäre ein rechter Fuhrmann, ein bewährter Mann, wie nur einer dahinschritt. So war er auch eines Tages, kurz vor Weihnachten 1877, zum Hochofen gefahren; dort hatte er nicht acht auf sein Pferd, welches in dem Augenblick, als der Strom des glühenden Eisens herausgelassen wurde, scheute, zu Fall kam und sich schwer verbrannte. Da sah er, daß seine Fahrlässigkeit schuld war an dem Schmerz des Tieres, das er liebte und von dem er nun fürchtete, es werde an seinen Brandwunden zu Grunde gehen. Gott, welcher wunderbar ist mit Seinem Tun unter den Menschenkindern (Ps. 66, 5), dessen Rat wunderbar ist und es herrlich hinausführt (Jes. 28, 29) — Ihm gefiel es hier, ein Pferd zu benutzen, damit eine unsterbliche Seele zum Stillstehen und zur Umkehr käme.

Vier Tage und vier Nächte war der Fuhrmann bei seinem Pfleglinge im Stalle; in dieser Zeit redete Gott mit ihm und zeigte ihm die Sünde und Schuld seines Lebens. Er aß nicht und trank nicht, er erlebte im Pferdestalle dasselbe, was Paulus in Damaskus erlebt hatte, als Gott mit ihm redete und er mit Gott. Damals sah der gerechte und fromme Pharisäer Saulus Sein Leben im Lichte Gottes und erkannte, wer er war: ein undankbarer, hochmütiger Feind Jesu, der vornehmste der Sünder, ein Lästerer und Verfolger der geliebten Kinder Gottes. Das sah nun unser schwer geprüfter, tief betrübter Fuhrmann auch, und sein Herz wurde tief unglücklich. Es dauerte noch acht Tage, bis er über diese ernste Wahrheit seiner unbezahlten Schuld und seines verlorenen Zustandes die andere Wahrheit sah, die herrliche, die große: daß Jesus, der Sohn Gottes, alle Schuld und Strafe auf sich genommen hatte, daß der Zorn des heiligen Gottes das unschuldige Lamm von Golgatha getroffen hatte. Da fand er Jesum, den Heiland, und Jesus schenkte ihm Frieden und neues Leben, das selige Leben

der Kinder Gottes. Er erlebte die Wahrheit: „Wer Mich findet, der findet das Leben.“ Dies wurde sein Teil in der Silvesternacht 1877 auf 78. Da ging die Sonne des Friedens in seinem Herzen auf. Da konnte er es fassen, daß Gott ihn von Ewigkeit her geliebt, daß Jesus ihn auf seinem ganzen Weg gesucht hatte.

Von Jesu geliebt und gesucht bist auch du — hast du dich finden lassen und hast du Ihn, in dem das Leben ist, gefunden? Der Herr sagt: „Suchet, so werdet ihr finden!“ (Matth. 7, 7). „Die Mich frühe suchen, finden Mich“ (Spr. 8, 17). Aber solange der Mensch mit sich selbst zufrieden dahinlebt, will er Jesum nicht finden. Er sucht die irdischen Dinge, die Freundschaft und das Ansehen der Welt. Erst wenn die Frage vor seinem Gewissen aufsteigt: „Wo soll ich mit meiner Sünde und Schuld hingehen?“ erst dann beginnt er Jesum zu suchen. Weißt du davon etwas? Es sind jetzt 32 Jahre her, daß der ehemals verwundete Unteroffizier sich bekehrte. Er ist jetzt ein alter erfahrener Landwirt und ein erfahrener Christ. Gott schenkte ihm acht Kinder und nahm ihm davon wieder vier, auch seine treue Frau mußte er vor neunzehn Jahren Dem zurückgeben, welcher sie ihm einst gegeben hatte. Aber auf allen Höhen und in allen Tiefen dieses wechselnden Lebens hat er die Treue Gottes erfahren, und dies ist in seinen eigenen Worten sein Zeugnis: „Ich habe vieles durchlebt, vieles verlassen müssen, aber Er, der treue Heiland, ist mir geblieben und wird mir bleiben mein Alles in alle Ewigkeit. Ihm die Ehre und der Ruhm!“

12.

In Batterie 21b vor Strassburg.

(Eine Lebensgeschichte.)

„Das ist aber das ewige Leben, daß sie Dich, der Du allein wahrer Gott bist, und den Du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen.“ (Joh. 17, 3.)

Es ging ziemlich bunt her in der Belagerungs-Batterie Nr. 21b vor Straßburg in der Nacht vom 1. zum 2. September 1870, wo die 1. Kompagnie der Hannov. Festungsartillerie-Abteilung den Dienst hatte. Die Franzosen machten einen Ausfall, und das Infanterief Feuer schlug mächtig in die Batterie. Die Batterie war mit 8 kurzen 15 cm-Kanonen armiert und war etwa 120 m vor die zweite Parallele vorgeschoben. Man war ziemlich nahe denjenigen Werken gegenüber, welche vor dem Steintore das Ziel des deutschen Angriffs bildeten.

Der Unteroffizier, welcher das 1. Geschütz kommandierte, war gerade im Begriff, den Zünder in seine vierundzwanzigpfündige Granate einzuschrauben, als ein dicker französischer Zuckerhut die Brustwehr durchbohrte und in der Batterie explodierte. Die ganze Geschützbedienung lag betäubt am Boden, aber niemand war verletzt. Der Unteroffizier kam zuerst wieder zu sich; er sah seine Kanoniere liegen und hörte den Ruf eines Offiziers, welcher in seiner Nähe durch den aus der Brustwehr niedergegangenen Boden so verschüttet war, daß er sich nicht befreien konnte. Nachdem dieser freigemacht war, und die Kanoniere einer nach dem anderen zum Bewußtsein gekommen, kam die Geschützbedienung schnell wieder in Gang. Aber der Unteroffizier hatte plötzlich ganz andere Gedanken über Todgeschossenwerden und Sterben als zuvor. Er erinnerte sich, daß er eine unsterbliche Seele habe, und daß er dem heiligen Gott einst gelobt hatte, Glauben zu halten. Zugleich aber sah er, daß sein ganzes Leben sündig und besleckt war. Sein Gewissen bezeugte ihm bestimmt, daß er in die ewige

Verdammnis gegangen wäre, wenn er, statt in Batterie 21 b, in der Ewigkeit aus seiner Betäubung erwacht wäre. Er war nicht feige, er stand als treuer Mann auf seinem Posten, aber die rings umher einschlagenden Infanteriegeschosse redeten sehr deutlich davon, daß zwischen ihm und dem Tode auch jetzt nur ein Schritt war. Da rang sich aus seinem Herzen ein Gebet zu Gott empor, Tränen liefen aus seinen Augen, er gelobte Gott, von jetzt ab alles zu tun, was Gott von ihm fordern würde. Es ging ihm wie dem Volke Israel am Sinai, da sie Gott gelobten: „Alles, was der Herr geredet hat, wollen wir tun.“ (2. Mos. 19, 8.) Sie kannten nicht ihr wankelmütiges, arglistiges, undankbares Herz. Unser Unteroffizier kannte das seinige auch nicht. Er meinte, die Gnade erkaufen zu können mit Gelübden, die ihm in dieser Stunde gewiß ernst waren. Noch waren nicht viele Stunden vergangen, nachdem er aus der Batterie abgelöst war, da kehrten die alten Gedanken über die Welt, die Luft und die Sünde in sein Herz zurück, und aus dem Herzen kamen auch bald die alten Gespräche und das alte, von Gott entfremdete Leben. Freilich gab es nachher in schlaflosen Stunden Erinnerungen an Gott. In einem Quartier, wo er eine deutsche Bibel fand, schlug er eines Nachts sogar die Bibel auf und las den 90. Psalm, wo die Worte stehen: „Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden.“ Da wurde es ihm wieder sehr ernst zu Mute, aber auch das dauerte nicht lange. Er war wohl unruhig in solchen Stunden, weil er wußte, daß er in seinem jetzigen Zustande nicht vor Gott erscheinen konnte. Aber kurze Zeit darauf war er wieder so gleichgültig wie zuvor. So ging es durch den ganzen Feldzug. Er hatte und kannte keinen Menschen, der ihm so nahe stand, daß er mit ihm über seinen Seelenzustand hätte sprechen können, und im Worte Gottes war er unfundig.

Als er heimkehrte, trat er zu Duisburg bei der Bergisch-Märkischen Eisenbahn als Heizer ein. Der Dienst war hart, sein Herz fühlte sich bedrückt, er fing an, zu Gott zu

rufen, und mußte und merkte, daß Gott ihn hörte. Erhörung und Segnung war es, daß er nach einiger Zeit Lokomotivführer wurde und sich verheiraten konnte. Es kam in diesen Jahren wohl zu ernstest Stunden, aber nicht zur wahren Umkehr zu Gott. Im Gegenteil, er schob die Bibel beiseite und abonnierte, um seinen Geist zu beschäftigen, seine Bildung zu fördern, auf die „Gartenlaube“. Da las er eines Tages, daß der Mensch vom Affen abstamme und daß das, was wir unser Gewissen nennen, nur durch die Erziehung hervorgebracht sei, so daß man auf diese Stimme nicht zu hören brauche. Dies beschäftigte seine Gedanken lebhaft; schon war er in Gefahr, dieser Lüge Herz und Leben zu unterwerfen, da fand er kurze Zeit darauf in demselben Blatt den Artikel eines Naturforschers, welcher bewies, daß der Mensch nie ein Affe gewesen ist, und daß ein Affe nie ein Mensch werden kann. Jetzt gab's eine gewaltige Revolution in dem Kopf und Herzen unseres ehemaligen Unteroffiziers und nunmehrigen Lokomotivführers; sein Gewissen erinnerte ihn daran, wer Gott war, dem er einst treue Nachfolge gelobt, und wohin sein Leben gegangen war. Er ging zum Buchhändler, bezahlte sein Abonnement und bat, man möge alle noch für ihn ankommenden Nummern vernichten. Der Buchhändler meinte, der Mann wäre verrückt geworden. Aber der Lokomotivführer sagte ihm: „Ich habe durch die Gnade Gottes die Verderblichkeit dieser Schrift erkannt.“ Kurz darauf wurde er schwer krank an einem Nierenleiden. Kuren und Aerzte verzehrten seine Ersparnisse, und drei Aerzte erklärten wie aus einem Munde, für ihn sei kein Kraut mehr gewachsen. Da machte er's wie das blutflüssige Weib, welches auch alle seine Habe durch viele Kuren verzehrt hatte. „Da die von Jesus hörte, kam sie im Volk von hinten zu und rührte Sein Kleid an, denn sie sprach: Wenn ich nur Sein Kleid anrühren möchte, so würde ich gesund. Und alsbald vertrocknete der Brunnen ihres Blutes, und sie fühlte es am Leibe, daß sie von ihrer Plage war gesund geworden.“ (Mark. 5, 27—29.) Also auch unser Lokomotivführer; er ließ die

teuren Aerzte fahren und nahm seine Zuflucht zu Gott, wie ehemals in Batterie 21b. Er bat den Herrn, ihn doch nicht sterben zu lassen. Ja, ihm war sehr bange vor der dunklen Ewigkeit, aber er machte nun die Erfahrung, daß Gott noch derselbe war an Macht und Barmherzigkeit, wie damals vor Straßburg. Es dauerte kurze Zeit, so stand er, durch Gottes Gnade ohne Aerzte und Arznei gesund geworden, wieder auf seiner Lokomotive und konnte seine Frau und seine vier kleinen Kinder ernähren.

Jetzt mußte er, daß ein allmächtiger, gnadenreicher Gott bei ihm war, der Gebete erhört. Aber er war im Blick auf seine Sünde und auf sein wankelmütiges Herz doch nicht glücklich. Er ging still, aber friedlos seinen Weg. In diesen Tagen mußte er auf einer Station die Kreuzung eines Personenzuges abwarten; da kam ein Bremser zu ihm und bat um ein wenig Trinkwasser aus dem Wasservorrat im Tender. Dieser Mann sagte ihm von Jesu, in welchem er Frieden für seine Seele gefunden hatte. Es ist also nicht so, wie viele denken, daß die Leute unseres Volkes bei ihrer Arbeit immer nur von gleichgültigen oder schlechten Dingen reden; nein, da sind Jünger Jesu, welche die Augenblicke austausen, um zu preisen und zu bekennen, was Jesus an ihnen getan hat.

Wie gesegnet ist dies!

Unser Lokomotivführer hatte ja manches von Gott, von Gottes Macht und Gnade, von wunderbar herrlicher Gebetserhörung erlebt; aber daß es für uns in Sünden geborene Menschen Herzensfrieden, Gewißheit der ewigen Vergebung und der herrlichen Hoffnung geben sollte, das war ihm neu. Der Bremser lud ihn herzlich ein, Gottes Wort zu hören, und kurz darauf kam der Lokomotivführer an einem Sonntagnachmittag der Einladung nach.

Da hörte er, was sein Herz bedurfte: daß Jesus für ihn, den Verlorenen, alles getan, gelitten und vollbracht daß er von der Liebe Gottes gesucht war, die ihn zum ewigen Leben erretten wollte. Zunächst freilich richtete er sein Auge auf sein eigenes Leben, auf seine Sünde und

seine Schwachheit; da konnte er nicht Mut fassen, dies große Heil für sich zu ergreifen, meinend, er sei zu schlecht; ja, er fühlte sich fast noch unruhiger und unglücklicher als zuvor. Am anderen Morgen aber hatte er kaum auf seiner Lokomotive die Station verlassen, als sein Herz ermuntert wurde, nur nach Golgatha zu blicken. Er konnte glauben, er konnte mit vollem Vertrauen alle seine Schuld auf den gekreuzigten Sohn Gottes legen; sein Herz verstand, daß da Friede und Liebe und Vergebung war. Es wurde auf einmal alles Licht für sein Herz. Da wurde er überströmend glücklich und ist nun seit jener Stunde 21 Jahre als ein Kind Gottes im Frieden Gottes gewandelt; wohl kannte und kennt er seine Schwachheit, aber er weiß, daß die Gnade Gottes ihn trägt. Möchte dein Weg, mein Freund, der du dies liest, schneller zu diesem seligen Ziele kommen! Spare die vielen Irr- und Umwege, wenn du in deinem Herzen verstehst, daß diese Lebensgeschichte ein Ruf Gottes an dich ist! Eile, ans Ziel zu kommen, wo du glücklich wirst und für ewig geborgen bist!

13.

Heimkehrende Sieger.

„Und auch ihr, als die lebendigen Steine, bauet euch zum geistlichen Hause.“
(1. Petri 2, 5.)

Die Jugend unseres Volkes hat noch keine heimkehrenden Sieger gesehen. Wer von uns Alten es aber erlebt hat, weiß, daß das etwas Großes ist. Stellt's euch einmal vor, solchen Mann, der nach Monaten oder Jahren des Krieges als einer der Sieger heimkehrt, welche das Vaterland ehrt. Da kommt er, den Eichenkranz auf dem Helme, das Haupt erhoben, leuchtenden Auges, das Herz erfüllt mit Dank gegen Gott, der ihn in so vielen Gefahren wunder-

bar behütet hat. Tränen der Freude glänzen in seinen Augen, da er des Vaterhauses Giebel von ferne erblickt. Da stürzte die Mutter ihm entgegen, die mit täglichen Gebeten ihn in Gottes Schutz befahl, und die nun die Erfüllung ihres Flehens froh bewegten Herzens vor sich sieht; schluchzend vor Freude birgt sie ihr Haupt an des Sohnes Brust; Brüder und Schwestern, Verwandte und Freunde eilen herbei, um die Freude zu teilen — Welch ein Anblick!

Aber so war's nicht, als im Dörfchen N. im Siegerlande im Jahre 1871 ein Sohn heimkehrte, dessen gläubige Eltern täglich gefleht hatten, daß dieser Sohn nicht fortgenommen würde durch die französischen Kugeln, sondern heimkäme ins Vaterhaus, damit er auch den Heimweg fände in das andere Vaterhaus, das nicht im Siegerlande liegt, sondern in den Himmeln. Der Sohn kam also heim, und die Mutter stürzte ihm entgegen und umarmte und küßte ihn; aber sie umarmte und küßte einen völlig betrunkenen Sohn. Ihr erster Ruf des Wiedersehens war nicht Freude, sondern sie brach in den Jammerruf aus: „Ach, daß ich dich so, in diesem Zustand wiedersehen muß.“

Der Sohn hatte eine Lebensgeschichte wie viele seinesgleichen. Geboren war er im Wittgensteiner Lande, dessen Bewohner damals in den weiten Waldrevieren des gebirgigen, schönen Landes sich vielfach durch das Brennen von Holzfohlen ernährten. Auch der Vater dieses siegreichen, aber betrunkenen Sohnes war ein Wittgensteiner Köhler gewesen, der, wie alle seine Arbeitsgenossen, wenn er von der Köhlerhütte kam, schwärzer aussah als die Neger in Kamerun. Damals war unter den Wittgensteiner Köhlern soviel Roheit zu finden; ihre Herzen waren oft noch schwärzer als ihre Haut. Freilich, um dunkle Herzen zu finden, braucht man nicht nach Wittgenstein zu reisen, die gab und gibt es überall unter reich und arm. Aber in dem Herzen dieses Köhlers war es hell und licht geworden; sein Leben war weißer gewaschen als Schnee durch das Blut Jesu, in welchem er Frieden gefunden hatte. Die Sonne der Gnade Gottes

schien in sein Haus, wo seine Jungens gesund heranwuchsen. Als sie arbeitsfähig wurden, zog er ins Siegerland, wo es in den Bergwerken mehr zu verdienen gab als in der Röhlerhütte. So wurden denn auch die Söhne nicht Röhler, sondern Bergleute. Aus diesem Vaterhaus war also der heimkehrende Sieger, welcher beim zweiten Bataillon des Füsilier-Regiments Nr. 80 eingestellt worden war, um von dort in den deutsch-französischen Krieg zu ziehen. Sein Herz war noch härter als das Gestein im Bergwerk, welches er so oft mit dem Schlägel bearbeitet hatte. Der Donner der Schlacht, das Jammern Verwundeter und das Sterben vieler Kameraden hatte nicht vermocht, sein Herz zu Gott zu befehlen. Er kannte ja aus seinem Vaterhaus den Ernst der Ewigkeit und des Gerichts und die Liebe Gottes, die ihm nachgegangen war und die ihn suchte, und er kannte auch die Schuld seines Lebens, die Flecken seiner fleischlichen Lüste und Begierden, in denen er gewandelt hatte. Sein Leben war, wie das vieler seiner Kameraden, treffend in der Bibel geschildert: „Und auch ihr, da ihr tot waret durch Uebertretungen und Sünden, in welchen ihr weiland gewandelt habt nach dem Laufe dieser Welt, und nach dem Fürsten, der in der Luft herrscht, nämlich nach dem Geist, der zu dieser Zeit sein Werk hat in den Kindern des Unglaubens, unter welchen wir auch alle weiland unsern Wandel gehabt haben in den Lüsten unseres Fleisches und taten den Willen des Fleisches und der Vernunft, und waren auch Kinder des Zorns von Natur, gleichwie auch die anderen“ (Eph. 2, 1—3). Sein hartes Herz wurde nicht erreicht und erweicht durch die Güte Gottes, der ihn bei Weißenburg, bei Wörth, bei Sedan und vor Paris vor allem Schaden behütete. Er kam schlimmer und zuchtloser heim, als er gegangen war. Statt Lobgesänge ertönten von seinen Lippen johlende Rufe und Gassenhauer am Tage seiner Heimkehr.

Die Bruchsteine, aus denen man dort vielfach die Häuser baut, werden im Steinbruch durch eingehohte Pulverschüsse losgebroschen, so bricht auch Gott aus dem Stein-

bruch der unbefehrten Menschenwelt, die hart und tot in Sünden dahinlebt, sich die Steine aus, welche Er zu Seinem geistlichen Hause verwenden kann. Es vergingen noch einige Jahre, bis jener nun heimgekehrte Bergmann in dem Steinbruch der Welt losgesprengt wurde, um im Hause Gottes als ein lebendiger Stein Platz zu finden. Gott bediente sich buchstäblich des Pulvers, um diesen Stein loszusprengen.

Er hatte nämlich eines Tages im Eisensteinbergwerk gerade die Sprengladung in das dazu gebohrte Loch gefüllt und war eben im Begriff, dieselbe festzukeilen (die Bergleute sagen da: er machte den Schuß fertig): da explodierte die Sprengmasse und schleuderte ihn zu Boden. Schwerverwundet lag er da und erwartete sicher den Tod. Der Schuß traf nicht nur seine Brust und seine Glieder, sondern auch sein Herz. Sein Innerstes ward völlig erschüttert, denn plötzlich stand sein ganzes vergangenes Leben, die lange Liste seiner bösen Taten, sein undankbares Herz, sein Widerstreben gegen Gott mit Flammenschrift vor seinem Gewissen. Seine Seele las die Wahrheit Gottes: Verloren! ewig verloren!

Aber Gottes Gnade erhielt sein Leben. Auf seinem Krankenlager ward er von der Gnade und Liebe Jesu, die ihm so lange nachgegangen war, überwunden. Er sah mit dem Glaubensblick auf das Kreuz von Golgatha, fand Vergebung aller seiner Schuld und Frieden durch das Blut Jesu. Er lebte nun nach seiner Genesung als ein Kind Gottes und Eigentum des Herrn in einem gottseligen Wandel, bis er am Ostersonntage im April 1890 in die Wohnungen des Friedens heimging. Nun war er ein lebendiger Stein geworden, für welchen der große Baumeister nach Seinem Plan den Platz der Verwendung bestimmt hatte. Nun hatte er zu den drei ersten Versen vom zweiten Kapitel des Epheserbriefes auch den vierten und fünften erlebt: „Aber Gott, der da reich ist an Barmherzigkeit, durch Seine große Liebe, damit Er uns geliebt hat, da wir tot in den Sünden, hat Er

uns samt Christo lebendig gemacht.“ Nun kam es doch mit ihm zu einer Heimkehr als Sieger zur vollen Freude seiner Mutter, denn er ging, nachdem der Streit des Lebens ausgekämpft war, heim in die Hütten des Friedens. Er erlebte, was ein begnadigtes Gotteskind in dem Liede aussprach:

„Wie wird uns sein, wenn endlich nach dem schweren
Doch nach dem letzten ausgekämpften Streit
Wir aus der Fremde in die Heimat kehren
Und einziehen in das Thor der Ewigkeit!
Wenn wir den letzten Staub von unsern Füßen,
Den letzten Schweiß vom Angesicht gewischt,
Und in der Nähe sehen und begrüßen,
Was oft den Mut im Pilgertal erfrischt.

Wie wird uns sein, wenn wir mit Beben lauschen
Dem höhern Chor, der uns entgegentönt,
Wenn goldne Harfen durch die Himmel rauschen
Das Lob des Lammes, das die Welt versöhnt;
Wenn weit und breit die heil'ge Gottesstätte
Vom Halleluja der Erlösten schallt,
Und dort der heil'ge Weihrauch der Gebete
Empor zum Thron des Allerhöchsten wallt!

Wie wird uns sein? O, was kein Aug' gesehen,
Kein Ohr gehört, kein Menschenfinn empfand,
Das wird uns werden, wird an uns geschehen,
Wenn wir hineinziehen ins gelobte Land!
Wohlan, den steilen Pfad hinangekommen,
Es ist der Mühe und des Schweißes wert,
Dahin zu eilen und dort anzukommen,
Wo mehr, als wir verstehen, der Herr beschert!“

Willst du das auch erleben?

14.

Auf der Militär=Schwimmanstalt zu Köln.

„Wer zu Mir kommt, den werde Ich nicht hinausstoßen.“ (Joh. 6, 37.)

Sie hatten alle drei zusammen nur noch 15 Pfennige, nämlich die drei Pioniere von der zweiten Kompagnie des siebten Pionierbataillons in Köln, welche am 9. April 1854 von der Kaserne abmarschierten, um die Wache auf der

Schwimmanstalt am rechten Rheinufer oberhalb Deuz zu beziehen. Unterwegs wurden sie darüber einig, für diese 15 Pfennige Kartoffeln zu kaufen und sahen im Vorbeimarschieren oberhalb der Schiffbrücke einen Schiffer liegen, welcher Kartoffeln geladen hatte. Als Abends gegen acht Uhr an der Schwimmanstalt ein Mann mit einem Rachen vorbeifuhr, riefen ihn die Pioniere an; er nahm einen von ihnen mit und brachte ihn stromabwärts zu dem Kartoffelkahn.

Fünfzehn Pfennige ist nicht viel, aber der arme Soldat, der für drei leere Wagen einkaufen wollte, fand ein mitleidiges Herz und machte einen guten Kauf. Der Mann mit seinem Rachen war unterdessen weitergefahren, und der Verabredung gemäß kam nun der zweite Mann der Wache mit einem Ponton nach, um den Einkäufer und die Kartoffeln zur Schwimmanstalt zurückzuholen. Kaum lag das Ponton langseits des Kartoffelkahnes, so sprang der Einkäufer mit seinen Kartoffeln hinein, und der neue Ankömmling sagte gemächlich im Kölner Dialekt: „Nun dräuen id' off!“ (Jetzt drücke ich ab.) Indem er aber das Ponton von dem Rahn abdrückte, bekam er das Uebergewicht und stürzte zwischen Ponton und Kartoffelkahn in den Rhein. Er war als guter Schwimmer bekannt, so dachte sein Kamerad im ersten Augenblick: er kommt gleich wieder heraus. Aber gleich darauf rief er den Schiffer um Hilfe an und sprang selbst ohne Besinnen dem untergegangenen Kameraden nach. Der Schiffer hatte sofort die Gefahr erkannt, denn in solcher Lage drückt die Gewalt des Stromes selbst einen guten Schwimmer unter den Rahn, ehe er zur Oberfläche auftauchen kann. So war es auch hier. Der Schiffer sprang mit einem Bootshaken in das Ponton, fuhr unter dem Rahn mit dem Haken hin und her und brachte den Verunglückten nach kurzer Zeit hervor. Nun hob er mit Hilfe des nachgesprungenen Kameraden den leblosen Körper in das Ponton. Alsdann wurde die traurige Rückfahrt zur Schwimmanstalt angetreten.

Dorthin kam auch, durch einige am Ufer stehende

Leute aufmerksam gemacht, ein Arzt, welcher alle Versuche anstellte, um den Ertrunkenen ins Leben zurückzurufen — allein vergebens, er war tot! Seine Dienstzeit auf Erden war abgelaufen, er war aus der Zeit in die Ewigkeit gegangen; der Körper, der da in nassen Kleidern so still auf den Brettern der Schwimmanstalt lag, war nur das ausgezogene, abgelegte Kleid eines Menschen, der selbst hinübergegangen war in ein anderes Land.

Dicht in der Nähe dieser leblosen Hülle stand unser Freund, der so mutig dem Verunglückten nachgesprungen war, von zehn bis zwölf Uhr nachts auf dem Posten. Auch seine Kleider waren noch naß. Aber das bewegte nicht sein Herz, sondern alle seine Gedanken waren von einer überwältigenden Wahrheit bewegt und erfüllt; sein Herz und Gewissen bezeugte ihm: Wenn du heute in den Fluten den Tod gefunden hättest, dann wäre die ewige Bedammnis dein Teil. Diese Wahrheit war plötzlich ihm zum vollen Bewußtsein gekommen, er sah sein Leben im Lichte der Ewigkeit und erkannte sich als einen verlorenen Sünder.

Um 12 Uhr wurde er von der Wache abgelöst, da die Meldung des Unglücksfalles inzwischen nach der Kaserne gelangt war. Seine Vorgesetzten sahen über das schwere Vergehen hinweg, daß er die Wache verlassen hatte; sein Mut und seine Treue, mit der er dem Verunglückten nachgesprungen war, wurde anerkannt. Am nächsten Mittag beim Appell wurde unser Pionier vor versammelter Mannschaft dafür belobt, daß er mit eigener Lebensgefahr versucht hatte, seinen Kameraden zu retten. Er erhielt noch eine Geldprämie von 2 Talern 15 Silbergroschen als Geschenk.

Aber alles dieses brachte sein Herz nicht zur Ruhe. Tag und Nacht begleitete ihn der Gedanke: Du gehst verloren, du kannst vor Gott nicht bestehen!

Es war nicht eine Einbildung in dem Herzen dieses mutigen Soldaten, nicht eine Grille, welche seine Züge und sein Wesen mit solchem Ernst erfüllte, sondern der Heilige Geist Gottes arbeitete an seinem Herzen und die

Gnade bewahrte ihn, daß er die Stimme Gottes nicht mit leichtsinnigen Geschwätzen und Lust der Welt übertäubte. Es war die göttliche Traurigkeit, welche eine Buße zum Heil bewirkt. (Bergl. 2. Kor. 7, 10.)

Was geht doch alles in der Stille des Herzens vor, das unter den blauen Hölken schlägt! Kein Auge eines Vorgesetzten vermag es zu durchschauen!

Sechs Monate vergingen, Sommerdienst und Herbstübungen waren dahingezogen, es war Oktober geworden, als derselbe Pionier auf demselben Posten stand. Er hatte die 2. Nummer, der Mond schien strahlend hell, aber immer wieder kehrten die Gedanken zu dem einen zurück, er sah, daß sein Leben, Tun und Lassen ihn vor Gott verurteile.

Es schlug zehn Uhr von den Kirchtürmen, der Ablöser kam, aber unser Freund bat, er wollte lieber die zwei Stunden noch auf dem Posten bleiben. Als er dann wieder allein war, warf er sich auf die Kniee, schrie um Gnade und Erbarmen zu Gott. Da erfaßte sein Herz die beiden Gottesworte: „Wenn eure Sünde gleich blutrot ist, soll sie doch schneeweiß werden“ (Jes. 1, 18) und das andere: „Wer zu Mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen“ (Joh. 6, 37). Da rangen sich von den Lippen dieses betenden Soldaten die Worte los: „O Gott, Du vermagst alles, aber eines vermagst Du nicht, Du kannst nicht lügen! Wenn Du nun gesagt hast, daß Du Jesum für Verlorene gesandt hast, hier ist einer! Ja, hier ist einer, der Gnade und Erbarmen bedarf.“

Der gnadenreiche Gott antwortete augenblicklich auf dies Gebet des Glaubens: Glück, Frieden und Freude strömten in dies Herz, und in derselben Stunde konnte er Gott danken, der ihm Frieden geschenkt und seine Sünden getilgt hatte in dem kostbaren Blute Jesu.

45 Jahre sind vergangen; die jetzt zitternde Hand dieses Pioniers, welche dies wichtigste und größte Erlebnis eines vielbewegten Lebens niederschrieb, schließt den Be-

richt mit folgenden Worten: „Die Gnade Gottes, welche mich in jener Nacht auf der Schwimmanstaltswache glücklich machte, hat mich nicht verlassen; und ich bin überzeugt, daß sie mich begleiten wird, bis mein Schifflein in den Hafen der Ruhe einläuft, um ewig bei meinem teuren Herrn zu sein.“

Lieber Leser, weißt du etwas von solchen Stunden, in welchen die Gnade Gottes dich ergriffen hat und du die Gnade ergriffen hast? Mancher geht an uns vorüber, der einen inneren Schmerz fühlt, dem er keinen Namen geben kann. Er ist gedrückt, in Kummer gehüllt, er fühlt sich arm, leer, unwürdig, einsam mitten im Menschenge-
wühl. Die Welt nennt das: trübe Stimmungen, die man abschütteln müsse, denen man keinen Raum geben dürfe. Aber das ist weit gefehlt: Gottes Geist arbeitet an einem solchen Menschen. Der Augenblick naht, wo er sieht und fühlt, daß er tief im Elend ist, daß die Sünde sein Verderben ist. Die Menge seiner Uebertretungen scheidet ihn von seinem Gott, und viele Sünden und Vergehungen aus alter Zeit treten lebendig als Ankläger vor sein Gewissen.

Lieber Freund, wenn dies dein Zustand ist, solltest nicht auch du mit heißem Flehen dich an das erbarmende Herz des Gottes aller Gnade wenden? Rufe Ihn an, breite vor Seinen Füßen alle deine Schuld und deine Not aus, komme als ein verlorener Sünder, der Gott nichts bringen kann als seine Sünde. Du kannst dich nicht besser machen als du bist. Fasse Gott bei Seinem Wort, und auch du wirst erfahren, daß Jesus voll Gnade und Erbarmen gegenwärtig ist. Von Seinen Rippen erschallt in eine verlorene Sünderwelt hinein das Wort der Gnade! „Wer zu Mir kommt, den werde Ich nicht hinausstoßen!“

„Ich zerschlage und Ich heile.“

(Bekehrungsgeschichte der Gräfin M. zu R.; von ihr dem Herausgeber selbst erzählt.)*)

Meine früheste Kindheit verbrachte ich auf der Insel — auf dem elterlichen Gute; es war eine glückliche Zeit, die durch kein Leid und keine Trauer gestört wurde. In den hohen prachtvollen Eichenwäldern unseres Gutes, in denen ich mich tummeln durfte, und an der Küste des nahen mächtigen Meeres empfing ich frühe und tiefe Eindrücke von der Größe und Majestät Gottes. Aber aus Seinem Worte wurde mir mehrere Jahre keine Belehrung zu teil.

Mit meinem neunten Jahre bekam ich eine Erzieherin. Diese forderte mich eines Tages, bald nach ihrem Eintritt, auf, ihr das „Vaterunser“ herzusagen. Ich hatte es nicht gelernt und nie gehört. „Wie,“ rief die Erzieherin aus, „Sie sind bald zehn Jahre alt, und können das Vaterunser nicht? Haben Sie auch nie gehört, daß Gott unser Vater ist?“ — Ich erschrak freudig über diese Frage oder wunderbare Mitteilung, daß der große und allmächtige Gott mein Vater sei. Dieses Wort erfüllte meine junge Seele mit frohem, doch ehrfurchtsvollem Staunen, und ich kann sagen, daß ich Tage lang an nichts anderes mehr dachte. Zugleich aber brachte auch, wie ich mich erinnere, diese Mitteilung meinen ersten inneren Schmerz. Ich wurde nämlich stuzig und betrübt, daß meine teuren Eltern, an denen ich stets nur mit Bewunderung hinaufgesehen, mir diese große und herrliche Mitteilung nicht schon selbst gemacht hatten. Mit neuen Gefühlen aber schaute ich die Dinge und Werke Gottes um mich her an.

Das Gefühl, daß ich ein sündiges Geschöpf, Gott aber heilig sei, wurde nicht so bald in mir wach. Ich hielt mich

*) Nachdruck oder Uebersetzung in eine fremde Sprache verboten.

für gut. Als ich als 12- oder 13-jähriges Mädchen eines Tages in dem Bibliothekzimmer meines Vaters ein offenes französisches Buch fand und hinein schaute und darin die Behauptung las: „Es gibt etwas in dem Unglück anderer, das uns nicht mißfällt“, da wurde ich in meiner Selbstgerechtigkeit noch bestärkt. Denn einer solchen Schadenfreude oder Bosheit des Herzens hielt ich mich nicht für fähig. Aber Gott enthüllte mit der Zeit meinen Augen meinen inneren Zustand. So erschrak ich eines Tages, nicht lange nachher, über mich, daß ich mich gefreut hatte bei der Nachricht, ein Altersgenosse meines Bruders habe seine Aufnahmeprüfung an einer gewissen Kadettenschule nicht bestanden; denn nun war für die Aufnahme meines Bruders in diese Kadettenschule, die immer nur eine beschränkte Zahl von jungen Leuten aufnehmen konnte, bessere Aussicht vorhanden, aufgenommen zu werden. Wie gesagt, ich erschrak über mich, denn ich erkannte, daß auch in mir Schadenfreude und Mißgunst statt wahrer Nächstenliebe vorhanden war. Und Gott vertiefte die Selbsterkenntnis und das Gefühl der Unvollkommenheit und Sündhaftigkeit in mir. Ich kam in innere Kämpfe. Ach, daß ich mich hätte gegen jemand aussprechen können. Unser Pfarrer, ein ehrwürdiger Greis, stand mir zu hoch; wie hätte ich gewagt, zu ihm zu gehen und mich ihm zu offenbaren. Ach, wie gerne hätte ich ihn einen Blick in meine Seele tun lassen, denn ich zweifelte nicht, daß er den Sturm in meinem Inneren alsbald stillen könnte, um dauerndem Frieden und Ruhe hier Platz zu machen.

Ganz unerwartet bot sich mir auch die Gelegenheit zu einer Unterhaltung mit dem Pfarrer. Eine Feuersbrunst äscherte nämlich das Pfarrhaus ein, und die Pfarrfamilie wurde von meinen Eltern für längere Zeit in das Schloß aufgenommen. Hier sah ich den Pfarrer nun tagtäglich. Als ich eines Tages im Auftrage meiner Mutter in sein Zimmer gehen mußte, betrat ich dasselbe nach ernstern Kämpfen mit dem festen Entschluß, jetzt dem alten Freunde und geistlichen Berater in unserem Hause mein großes

Leid und meine Seelennot zu klagen. Mit klopfendem Herzen und stockendem Atem bekannte ich dem alten Herrn meine Kämpfe um innere Reinheit und Vollkommenheit, meine große Not, aus der ich mir keine Rettung wußte. Aber ach! ich war mit meiner Seelennot nicht zum richtigen Arzt gekommen. Er erkannte mein Leiden nicht, oder er wußte keine Heilung für mich. Denn als ich mit meinem Bekenntnis und Klagehymne zu Ende war, legte der Greis seine Hand auf meinen Kopf und sagte nur: „Kind, das sind tiefe Gedanken!“ So entließ er mich. Tief errötet von der inneren Erregung und zugleich tief enttäuscht und enttäuscht über diese nichts sagenden Worte eilte ich aus dem Zimmer. Gab es denn keinen Trost und keine Hilfe für mich? Ich wußte, daß ich jetzt nach meiner „Einssegnung“, die ich im 16. Jahre empfing, aus der Stille und Einsamkeit des Landes nach A., in unsere belebte Residenzstadt, übersiedeln sollte, um in das Leben der Welt eingeführt zu werden. O, wie war ich besorgt und betrübt! Wie war mir bange! Ich schrieb an jenem Abend, nachdem ich also umsonst unserem Pfarrer mein Herz geoffenbart und bei ihm, besonders auch im Blick auf die ernste Zeit, die vor mir lag, umsonst Trost und Kraft gesucht hatte, in mein Tagebuch: „O, du gleichnerische Welt, du Schlange, du wirfst auch um mich dich winden und mich töten; denn ich sehe keine Rettung für mich.“

Nach einiger Zeit siedelten meine Eltern denn mit mir in diese Stadt über. Wieviel Neues und Großes sah ich hier. Aber es fesselte nichts mein Herz. Ich suchte in der Natur meine Freude und hätte gerne dort oder anderswo des Rätsels Lösung gefunden, wie ein Menschenherz, das sich nach Friede und vollkommener Reinheit sehnt, in dieser unreinen und friedelosen Welt diese Güter finden könne. Sonntags ging ich ziemlich regelmäßig zur Kirche, und von dem Treiben der Welt hielt ich mich fern. So vergingen einige Jahre.

Auf dem Kirchgang begegnete ich oft einem jungen Herrn, der auch zur Predigt ging. Es war Baron A.

Derselbe machte mit der Zeit meine Bekanntschaft und hielt um meine Hand an, und da ich ihn als einen gottesfürchtigen Mann kennen gelernt und er ein angesehenener, hoffnungsvoller Beamter war, wurde ich seine Gattin. Es war damals eine Seltenheit, Herren dieser Stellung unter den Schall des Wortes Gottes kommen zu sehen; darum war ich glücklich, mit ihm vereinigt zu werden. Die Ehe war auch eine sehr glückliche. Gott aber kam ich nicht näher. Ich begehrte nicht mehr als ich hatte und lebte ganz im Glück der Häuslichkeit, besonders seit uns der Herr ein Söhnchen geschenkt hatte und mein lieber Mann, welcher eine Stellung bei der dänischen Gesandtschaft bekleidete, mit mir in der geräuschvollen Weltstadt Paris wohnen mußte, wo mich die geschminkten Hofdamen und die Vergnügungen der hohen Kreise nur noch mehr der Welt entfremdeten.

Nach einigen sehr glücklichen Jahren reisten wir mit unserem Kinde auf einige Wochen in unser Vaterland, um hier bei den lieben Unsrigen die Dauer der Urlaubszeit meines Mannes zu verbringen. Dieser studierte um jene Zeit, während wir daheim waren, fleißiger als sonst die Zeitungen, und ich sah dann oft einen dunklen Schatten auf seinem schönen Gesicht liegen, den ich nicht verscheuchen konnte. Eines Tages sagte er zu mir: „M., ich fürchte, es gibt Krieg zwischen Deutschland und Frankreich. Ich halte es für meine Pflicht, alsbald auf meinen Posten nach Paris zurückzukehren.“ Es wäre zwecklos gewesen, zu versuchen, meinen Mann, der stets wußte, was er wollte und sollte, zurückzuhalten. So ließ er uns, mich und das Kind, hier zurück, um ihm später zu folgen. Nach herzlichem Abschied, aber ohne besondere Ahnung meinerseits, daß ernste Zeiten über uns kommen würden, oder daß gar der Tod mir meinen teuren Mann, den ich abgöttisch liebte und verehrte, entreißen könnte, trennten wir uns.

Mein Mann war noch unterwegs nach Paris, er war noch auf deutschem Gebiet, als am 19. Juli die Kriegserklärung folgte. Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen.

Er hatte gewiß auch von dem, was er in Paris gesehen und gehört, gewußt, was früher oder später kommen mußte.

Dann folgten in rascher Folge ernste Schlachten, in welchen in heißem Ringen die Heere der beiden großen Nachbarländer mit einander kämpften. Gott verlieh den deutschen Fahnen den Sieg, und die Truppen Deutschlands rückten unaufhaltsam in Frankreich vor, nahmen den Kaiser gefangen und standen nach wenigen Monaten vor Paris, welches sie wie mit einem eisernen Ring umschlossen. Ach, was waren das für bange Wochen und Monate, als Paris cerniert war und gar keine Nachrichten mehr aus- und eingingen. Damals lernte ich warten. Lange Monate war ich ohne jede Nachricht. Nur einmal kam über England eine kurze eigenhändig geschriebene Mitteilung von meinem Manne an mich; sie war unter anderen Briefen in einem Luftballon aus Paris abgegangen, dann, als der Ballon sich niedergelassen, der Post übergeben und mir übersandt worden. Damals ging es meinem Manne noch gut. Dann folgte wieder langes, banges Schweigen.

Eines Tages aber brachte mir die Post ein Schreiben aus England von der Prinzessin von W., mit welcher ich, als sie noch hier im elterlichen Schlosse weilte, vertrauten Verkehr hatte. Sofort brachte ich in einer bangen Ahnung diesen Brief in Beziehung mit meinem Manne. Ich legte den Brief hin und öffnete ihn nicht. Zwei Tage blieb er verschlossen. Dann öffnete ich ihn auf ernstes Zureden hin. Er enthielt die Nachricht von einer ernsten Erkrankung meines Mannes; er lag am Typhus danieder. (Die Nachricht war durch Vermittlung des Grafen, jetzt Fürsten v. B., der sich im Hauptquartier zu Versailles befand, an die Prinzessin v. W. nach England abgegangen und dann von dort an mich gelangt.)

Sofort, als ich den Brief gelesen, noch zur selbigen Stunde rüstete ich mich mit einer einzigen Kammerfrau zur Abreise nach Paris. Nicht die schrecklichen Zustände vor Paris und nicht die Hungersnot innerhalb der belagerten Stadt, nicht die lange Reise zur Kriegs- und

Winterzeit bei grimmiger Kälte — es war im Januar 1871 — hätten mich zurückhalten können, da mich die Pflicht an die Seite meines kranken, vielleicht sterbenden Mannes rief.

O, was für eine Reise war es! In Deutschland begegneten mir lange Eisenbahnzüge mit Gefangenen, dann Transportzüge von Kranken, und wir selbst wurden in überfüllten Militärzügen befördert. Meine fürstlichen Empfehlungsschreiben, in denen Ziel und Zweck meiner traurigen Reise angegeben waren, machten mir Herzen und Türen auf; aber dennoch mußten wir oft Tage lang warten, bis wir weiterreisen konnten. Dazu kamen die überfüllten und jenseits der deutschen Grenze teilweise halb zerstörten und kalten Bahnhöfe, deren Fußböden wie die Bahnzüge der Kälte wegen oft dicht mit Stroh belegt waren. Ueberall sah man von der Bahn aus bis nach Paris hin die traurigen Spuren des Kriegs. Das düstere Bild der Landschaft entsprach ganz dem trostlosen Zustand meines Herzens. Die zerschossenen und zerstörten herrlichen Bauten aber vor Paris, besonders in Versailles, die ich in ihrer Schönheit gesehen, erinnerten mich an das zerstörte Schloß meines Lebensglücks, wenn mein Mann sterben sollte. Ja, ich war nun in Versailles. Alle Wohnungen, Villen und Gebäude lagen voll deutscher Truppen. Ueber mein Unterkommen und meinen Aufenthalt dort, so freundlich man sich zu mir stellte, will ich nicht reden.

Ein Tag nach dem andern verstrich, und ich durfte oder konnte nicht in die Stadt. Auch Graf v. B., an den ich von Prinzessin von W. ein Empfehlungsschreiben hatte, konnte mir nicht helfen. Man hatte in anderen dringenden Angelegenheiten eine Ordonnanz nach Paris abgeschickt, aber man hatte seitens der Belagerten wider alles Kriegsrecht auf dieselbe geschossen; also konnte ich auch auf keine Weise einen Eingang in die Stadt finden. Ich mußte 14 lange bange Tage hier aushalten, und mein teurer Mann lag nur einige Kilometer entfernt von mir auf dem Sterbebette.

Endlich ergab sich die stolze, aber tief gedemüdigte

Stadt. Im ersten Wagen, der in Paris einfahren durfte, saß ich mit verschiedenen sorgenvollen Personen, die auch um das Leben der Ihrigen, von denen sie mehrere Monate gewaltsam getrennt gewesen, bekümmert waren. Unbeschreiblich und unvergeßlich ist mir das Klagegeschrei und der Jubel beim Wiedersehen. Hier wurden Gestorbene laut beweint, dort am Leben Erhaltene laut begrüßt. Ach, mein teurer innig geliebter Gatte gehörte zu den Verstorbenen. Erst seit zwei Tagen war er tot. Sein Sarg stand noch in der protestantischen Kirche, wohin er vor der Einsenkung getragen worden war. Mein Mann ahnte vor dem Tode, daß ich in seiner Nähe sein müsse; denn er verlangte, daß die Türe in sein Zimmer offen bliebe und wiederholte oft: „Eben kommt sie herein. Jetzt gleich kommt sie.“

So groß mein Schmerz auch war, so kann ich doch nicht sagen, daß ich sehr niedergeschlagen gewesen sei. Ich war nämlich, angesichts des Verlustes meines Mannes und der Verwüstung und Zerstörung, die man allenthalben in Paris wahrnahm, der Meinung, daß das Ende der Dinge gekommen und der „jüngste Tag“ vor der Türe sei; darum hoffte ich, meinen Mann bald wiederzusehen.

Die Beileidsbezeugungen der mir bekannten Herren und Damen aus den anderen Gesandtschaften ließen mich kalt, und nur die warmen Worte der Gemahlin des holländischen Gesandten, die, wie ich später erkannte, eine gläubige Christin war, eine schlichte, liebe Frau, gingen mir zu Herzen. Aber sie waren mir wie Klänge und Musik aus einem fernen Lande, das weit über mir lag, und zu dem ich keinen Weg kannte.

Sobald es anging, kehrten wir nach A. zurück. Dort lebte ich von nun ab in völliger Zurückgezogenheit und Abgeschlossenheit, war aber dabei nicht eigentlich trostlos; denn ich lebte im Genuß des Glücks, das hinter mir lag und verweilte mit dem Herzen in der glücklichen Vergangenheit. Ich empfing keine Besuche, machte keine Besuche, ging auch nicht aus. Selbst mein Söhnchen, das ich den Angehörigen überlassen, hatte kein Interesse mehr für mich, bis dasselbe

eines Tages durch einen ernsten Unfall, der ihm zustieß, wieder wachgerufen wurde. Von verschiedenen Seiten, besonders auch von der königlichen Familie, drang man in mich, doch wenigstens wieder Spaziergänge zu machen oder auszufahren. Eines Tages redete man mir so lange zu, bis ich in eine Spazierfahrt einwilligte, die ich in einem königlichen Wagen an der „Langen Linie“, wie unsere Anlagen am Meere vor dem Hafen heißen, machen sollte. Der Wagen, von mutigen Pferden bespannt, kam und rollte mit uns vor die Stadt. Dort am Hafen wurden die Tiere durch einige Kanonenschüsse, wie sie bei dem Abgang oder bei der Ankunft von Schiffen häufig gehört werden, scheu und gingen mit uns durch. Wir sahen den Tod vor Augen. Nach einigen Minuten wurde ich aus dem Wagen geschleudert; und als ich erwachte, lag ich in den Händen der Ärzte. Mehrere Tage hatte ich bewusstlos zugebracht. Aber noch war die Gefahr nicht vorüber. Ich wurde lange und ernstlich krank. So endigte der erste Ausgang oder die erste Spazierfahrt, die ich seit Jahr und Tag unternahm.

Doch die Krankheit war nicht zum Tode, sondern schlug aus zur Verherrlichung des Sohnes Gottes und mir zum ewigen Heil und Leben. Gott redete mit mir. Mein Gewissen wachte auf. Gott deckte mir mein Herz und mein Leben auf in Seinem heiligen Lichte. Da sah ich, wie nie zuvor, daß der ewige Gott, den ich seit meinen Mädchenjahren Vater genannt, ein heiliger Gott, ich aber eine arme Sünderin sei. Ich verabscheute mich, wie Hiob einst, in diesem Lichte. Wie schmerzte und reute mich besonders die Eigenliebe, in der ich bis heute stets nur an mich gedacht und mein Glück in der Kreatur gesucht hatte! Der Geist Gottes, der vor Jahren schon an mir gewirkt und in mir ein gewisses Bewußtsein von dem menschlichen Verderben hervorgerufen hatte, wirkte mächtig in mir. Wie nichtig und sträflich kam mir mein eitles, selbstfüchtiges Leben vor in Gottes Licht! Alles hatte sich bis dahin um mich gedreht! Und wo war Sühnung für solche Schuld, wo Deckung und Hilfe?

Je mehr Gott mir meine Armut und Nichtigkeit zeigte, um so größer ward meine Noth und mein Verlangen nach Erbarmen. Aber wo Rettung finden vor Seinem gerechten Gericht und wo Befreiung von dem inneren Verderben? In dieser göttlichen Betrübniß verlebte ich lange, ernste Monate. Und niemand war da, der ahnte, was in mir vorging oder gar ein Wort hätte sagen können, das mir Erlösung und Frieden gebracht hätte. Die Noth meiner Seele stieg bis aufs äußerste, daß ich schier der Verzweiflung nahe war. Ich kannte Gottes gerechte Forderungen und erkannte sie völlig an als heilig und gut, aber ich kannte keine Erlösung. Wohl hatte ich in den Kirchen auch zuweilen von Jesu Christo gehört und wußte, daß Er auf Golgatha von den Juden gekreuzigt worden, daß Er dort Seine reine Lehre mit dem Tod besiegelte; daß Er in Seiner Reinheit, Geduld und Treue für alle Menschen ein hohes, unerreichtes Vorbild war und ist, aber das war auch alles. Daß Jesus Christus, als Gottes Sohn und Opferlamm, uns durch Sein Blut eine ewige Erlösung zu stande gebracht und so allen, die Ihm gehorchen, der Urheber eines ewigen Heils geworden ist, das war mir (so unglaublich dies Ihnen und noch vielen heute erscheinen mag) wirklich nicht bekannt.

Kein Wunder darum, daß meine Seele keinen Ausweg und keinen Frieden fand. Aber der Herr dachte an mich, Er, der für mich starb, Er, der auch an den heilsverlangenden Kämmerer von Mohrenland gedacht, welcher in Jerusalem trotz Tempel, Priester und Opfer, die noch da waren, keinen Frieden gefunden und darum des Philippus bedurfte, ja, Er dachte an mich und ließ mich nicht in meinem Elend; denn es war groß. Ich wußte, daß Gott mit Recht sagt: „Ich bin heilig, seid auch ihr heilig!“ aber je länger je mehr entdeckte ich, „daß in mir, das heißt in meinem Fleisch, nichts Gutes wohnt“ (Röm. 7). Obwohl nun dem Herrn in meiner Nähe kein Philippus, wie beim Kämmerer, und kein „Ausleger“, wie es Elihu bei Hiob war,*)

*) Hiob 33, 23, 24.

zur Verfügung stand, und obwohl mir überdies leider zu jener Zeit Gottes Wort noch fast ganz verschlossen war, vermochte Er in Seiner freien Gnade dennoch mit mir zu reden, so schwärmerisch manchem dies auch klingen mag. Eines Tages, als ich von den inneren Kämpfen erschöpft und ermattet dalag, und als mir bei meinem verderbten Zustand keine Hoffnung mehr geblieben war, je zu Gott zu kommen, da schien es mir, als sähe ich den Herrn Jesum mit der Dornenkrone und Er sage zu mir: „Was du aus dir nie vermagst, das habe Ich für dich zu tun vermocht.“ Das war ein wunderbares Wort, es brachte Licht in meine dunkle Nacht. Nun erkannte ich Gottes teures Erlösungswerk und fand Frieden. Meine Seele frohlockte in Gott, meinem Heilande. Ja, es ward für meine geplagte Seele wahrlich „ein teuerwertes Wort und aller Annahme wert, daß Christus Jesus in die Welt gekommen ist, Sünder zu erretten.“ — Welch herrliche frohe Botschaft: „Christus ist gestorben für unsere Sünden“ (1. Kor. 15, 3). Nicht allein aber das: „Gott hat Ihn, der Sünde nicht kannte, für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir Gottes Gerechtigkeit würden in Ihm“ (2. Korinther 5, 21). Also nicht nur für alles, was ich Böses getan, sondern auch für das Böse in mir, für das Böse also, das ich bin (für meine sündige Natur) starb Jesus Christus, Gottes Sohn. Gott hat denn Jesum nicht nur meiner Uebertretungen wegen dahingegeben in den Tod, sondern Er hat dort durch Ihn — Seinen eigenen Sohn — den Er in Ähnlichkeit des sündigen Fleisches und für die Sünde (in die Welt) sandte, auch die Sünde im Fleische (das heißt meine alte, unverbesserliche Natur) verurteilt“. (Röm. 4, 25; 8, 3.)

Welche Erlösung und Befreiung! Ich durfte nun von mir ganz wegblicken. Nicht nur waren und sind meine Sünden oder Vergehungen alle vergeben, ich selbst war und bin im Tode Christi als alter Mensch richterlich hinweggetan und beseitigt. Gott sieht mich nun

nur noch in Christo an, der auferstanden ist und verherrlicht zu Seiner Rechten thront. Also ist jetzt keine Verdammnis für die, welche in Christo Jesu sind.“ (Röm. 8, 1.)

Nicht, daß ich diese herrlichen Wahrheiten alle mit einem Schlage oder in ihrer ganzen Fülle und Tragweite erkannt hätte, aber eines wußte ich jetzt, daß ich, der ich tot und blind gewesen, nun lebte und sah; ja, ich wußte nun durch Gottes Gnade, daß ich, der ich fern und unter Gottes Zorn gewesen, wie die Schrift uns sagt (Eph. 2), nun nahe gebracht und Gottes geliebtes Kind geworden war.

Nun konnte ich auch, die ich lange vom Geist der Schwermut gebannt und die Menschen geflohen war, mich aufrichten und unter die Menschen treten, um ihnen, wie der Herr mir Gnade und Weisheit schenkte, von der Liebe Christi gedrungen, zu dienen. Im köstlichen Frieden Gottes darf ich nun schon viele Jahre an der Seite meines jetzigen Mannes, des Grafen M., dem ich nach etlichen Jahren vermählt wurde, um die Mutter seiner beiden verwaisten Kinder zu werden, und der auch für den Herrn, Seinen Erlöser, zu leben und zu wirken begehrt, Gott dienen und Seinen Sohn aus dem Himmel erwarten. — O welche Gnade wohnt in dem Herzen des Herrn! Wahrlich, „Er zerschlägt, aber Er heilt auch“; „Er macht arm, und Er macht reich“; „Er erniedrigt und Er erhöht auch.“ Sein Name sei gepriesen!

